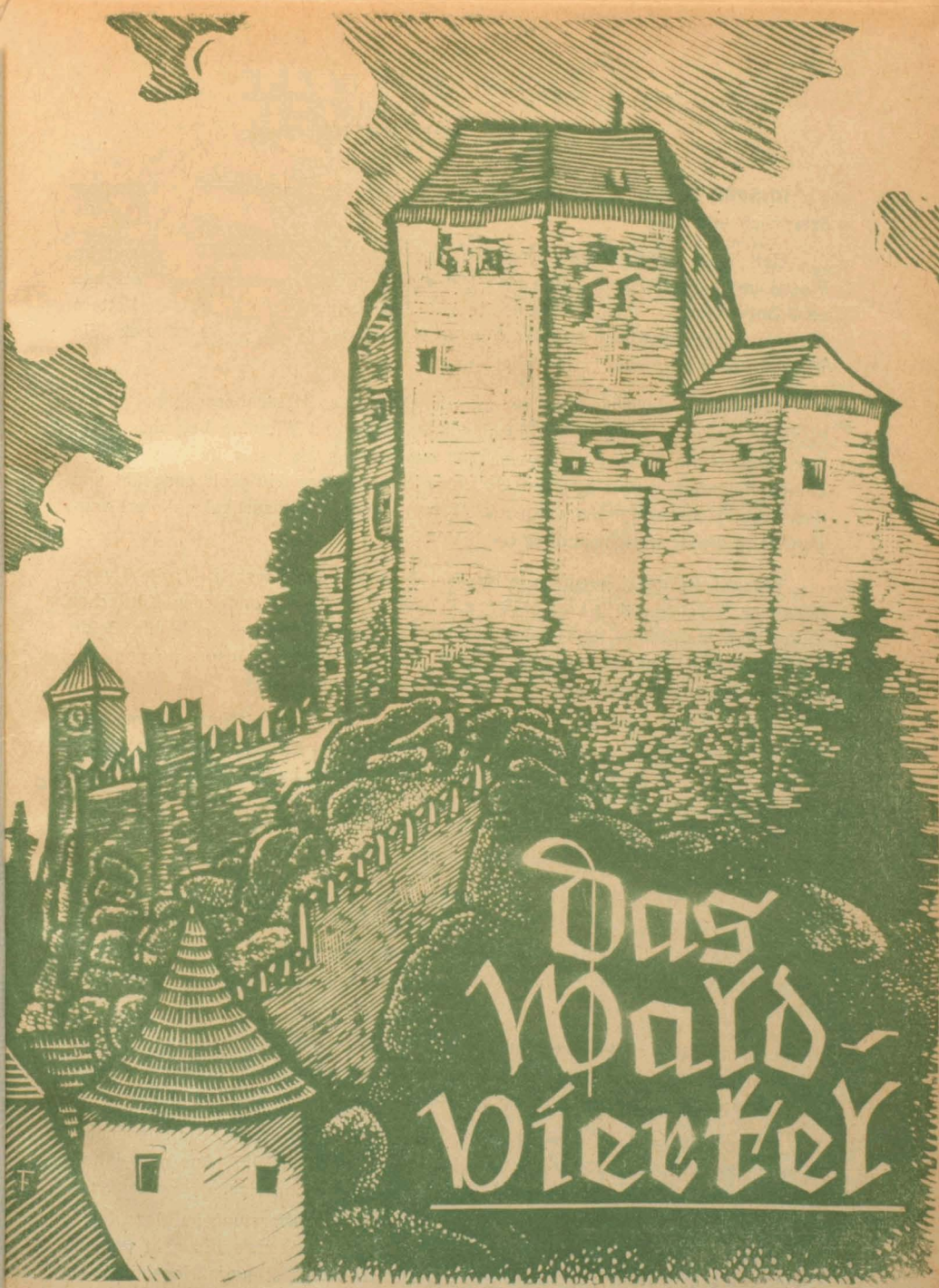




Das Wald- Viertel

NEUE FOLGE

1058 Nr. 11/12

Das Bild auf der ersten Umschlagseite, ein Holzschnitt von Franz Traunfeller, zeigt die Burg Rastenberg.

AN UNSERE BEZIEHER DER ZEITSCHRIFT

Nachstehende Folgen, die von einer befreundeten Bücherei erbeten wurden, sind bei uns restlos vergriffen. Welcher unserer Bezieher kann sie uns gegen Kostenersatz zur Verfügung stellen?

Das Waldviertel, Jahrgang 1953, Hefte 5, 6 und 12

Das Waldviertel, Jahrgang 1954, Hefte 3 und 5

von den gleichen Folgen wird auch die „Waldviertler Heimat“ erbeten.

HEIMATKUNDLICHE ZEITSCHRIFTENSCHAU

Natur und Land. Herausgegeben vom Österreichischen Naturschutzbund. Hefte 10 und 11. Aus dem Inhalt: Othmar Rieger „Der Waldheger“, Anton Festetics „Kisbalaton, ein ungarischer Nationalpark“, Anton Klein „Silberreiter an der Donau bei Mannswörth“, Günther Schwab „Der Tanz mit dem Teufel“, eine Großveranstaltung im Auditorium maximum der Universität Wien, „Moto-Cross auf der Perchtoldsdorfer Heide!“, „Selbstbetrug mit der Waldbestandsaufnahme“, ferner Kurzbeiträge über Naturkunde und Naturschutz. Berichte des Oesterreichischen Naturschutzbundes und Büchertisch.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. Heft 2 des Bandes XII der neuen Serie. Verlag Wien VIII., Laudongasse 19. Aus dem Inhalt: Edmund Frieß und Gustav Gugitz „Die Franz-Xaver-Wallfahrt zu Oberburg“. Es wäre dankenswert, könnte dieser Beitrag, der 57 Textseiten umfaßt, als Sonderdruck erscheinen. In einer kurzen Besprechung kann wohl der Inhalt angedeutet, dem ganzen Beitrag aber nicht völlig gerecht getan werden. Der Historiker wird vor allem im ersten Abschnitt, der eine geschichtliche Ueberschau bietet, auf seine Rechnung kommen. Die Autoren stellen uns mitten in die Gegenreformation hinein, die vornehmlich von den Jesuiten geleitet wurde. Die im Volke noch verwurzelten vorchristlichen Sitten sollten beseitigt, die Menschen aller Stände durch prunkvolle Ausgestaltung der Gotteshäuser und durch prächtige Aufmachung kirchlicher Feste und der an sie geknüpften Brauchformen für die römische Kirche entflammt werden. Dieser Religionspolitik verdankt auch der Wallfahrtsort Oberburg seine Entstehung. Einer geschickten Werbung gelang in kurzer Zeit Oberburg unmittelbar nach Maria-Zell zum wichtigsten Fernwallfahrerort zu machen. Nicht wenig trugen dazu die vom Gründer der Wallfahrtskirche Achatius Sterschner herausgegebenen Mirakelbücher bei, deren erstes 1729 in Graz erschienen ist, weitere Ausgaben hievon sind in Prag, Tyrnau, Linz, Venedig und anderen Orten in Druck gelegt worden. Für die damalige Zeit eine großzügige Propaganda. In gleichen Sinne wirkten auch Kopien des Gnadenbildes und Filiationen des Gnadenortes. Beachtenswert auch die Beweggründe, die zur Wallfahrt geführt haben. Diese sind untergeteilt in solche aus eigenem Antriebe, auf überirdische Einflüsse und auf Anraten. Wir erfahren weiter vom Vollzug der Wallfahrt, von den freiwilligen Sonderverpflichtungen der Pilger, von den geistlichen Heilmitteln, den Votiven und den Wohnsitzen der Wallfahrer. Oberburg — heute in Südslavien — besteht auch heute noch, hat aber seit Josef II. seine ursprüngliche Bedeutung verloren.

Bietet dieser Beitrag an und für sich schon eine wertvolle Kenntnis der Volkskunde in und nach der Gegenreformation, so weisen die vielen Fußnoten den Forscher auf ein umfangreiches Quellenmaterial hin und

Einzelpreis € 6.—

Halbjährig € 36.—

Druck Buchdruckerei
Josef Faber, Krems
an der Donau, Obere
Landstraße Nr. 12
Verwaltung Obere
Landstraße Nr. 12

Das
Waldviertel
Zeitschrift für Heimatkunde
und Heimatpflege

Erscheint am 1. jedes
Monats. Eigentümer
Herausgeber u. Verleger
Waldviertler Heimat-
bund; Verantwortlicher
Schriftleiter Dr. Hein-
rich Kauscher, Stein
an der Donau, Alnau-
talstraße Nr. 108

7. Jahrgang Krems, November—Dezember 1958 Nummer 11/12

**GRAF KURZ, DER STIFTER DES HORNER PIARISTEN-
GYMNASIUMS, ALS STAATSMANN UND WIRTSCHAFTS-
POLITIKER**

Vom Grafen Egbert Silva-Tarouca, Drosendorf

Die folgenden bemerkenswerten Ausführungen wurden vom Verfasser bei der Jahreshauptversammlung 1958 des Horner Museumsvereines in jenem Raum des Horner Gymnasiums vorgetragen, in dem die vom Grafen Kurz gestiftete Bibliothek untergebracht ist. Sie zeigen den Grafen Ferdinand Kurz, den Schloßherrn von Horn im 17. Jahrhundert, in seiner großen Bedeutung als Staatsmann und Wirtschaftspolitiker in einer der traurigsten Epochen unseres Vaterlandes und werden allgemeines Interesse finden. Der Schriftleiter

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Es ist ein eigenes Gefühl der Verbundenheit, das den Vortragenden befällt, soll er gerade hier im Bibliothekssaal seiner Stiftung über den Mann sprechen, der unsere „Alma Mater Hornensis“ ins Leben gerufen hat. Stehen doch hier seine Bücher als noch vorhandene Zeugen einer humanistisch gebildeten Persönlichkeit und bestätigen, wie doch der einstige Besitzer nicht dem toten Buchstaben verhaftet war, sondern sich bemühte, dem Geist zu huldigen, dem Geist, welcher lebendig macht. Noch dazu sind 300 Jahre vergangen, seitdem Graf Kurz das Piaristen-Gymnasium gestiftet hat in der weisen Voraussicht, daß gute Lehrer im Verein mit guten Lehren die besten Werkmeister am Gefüge der menschlichen Gesellschaft stellen. Und außerdem sind 300 Jahre ein gewaltiger Zeitenraum, der sich zwischen uns und den Tagen, dem Wirken des Ferdinand Kurz auf-

richtet. Dieser Abstand, dieses „Magnum Chaos“, wie die Schrift sagt, trennt unser heutiges wesentlich anders konstruiertes Denken auf eine derart gründliche Art und Weise von damals, daß wir gezwungen sind, uns geistig ebenso radikal umzustellen. Es ist fast alles ganz anders gewesen, als wir es uns landläufig vorstellen, umso mehr wir noch immer den Fehler begehen, Dinge und Menschen von damals mit heutigen Begriffsvorstellungen messen zu wollen. In dieser Hinsicht müssen wir umlernen und zur Vergangenheit einen objektiven Kontakt herstellen.

Es bleibt noch immer schwierig genug, ein Zeitalter über Jahrhunderte hinweg richtig anzusprechen, mithin ich Sie bitten darf, wenigstens ihrer Phantasie etwas Flügel zu verleihen und mir in das alte Horn um die Jahrhundertwende von anno 1600 zu folgen. Es ist die Zeit, da Humanismus, Renaissance und Reformation bereits abklingen, jedoch nicht, ohne die abendländische Welt zutiefst aufgerührt und ihr gleichzeitig eine Fülle neuer Problematik erschlossen zu haben. Jene gewaltigen Strömungen des 16. Jahrhunderts haben die Menschheit in eine Brandung geistiger Hochbetriebe geworfen, damit aber auch Gegenwirkungen ausgelöst, Widerstände wachgerufen, was naturgemäß Reibungen und dementsprechend schwere Konflikte heraufbeschwören mußte. Um dieses Phänomen einer allgemein historischen Entwicklung auf die österreichischen Länder, vornehmlich auf unser engeres Heimatland unter der Enns, zu beschränken, erleben wir gerade hier eine **dramatische Auseinandersetzung**: es ist die Zeit, welche Grillparzer im „Bruderzwist“ dichterisch geformt hat, es ist im Wesen ein Machtkampf zwischen Monarchen und Ständen. Das Herrscherhaus, demnach auch die Zentral-Regierung, war katholisch geblieben, die adeligen Stände, gerade in Niederösterreich, größtenteils protestantisch geworden, aus welchem Gegensatz die Frage an den Tag treten mußte, wer denn in Österreich regiere: der Kaiser oder die Stände?

Und die beiden Beteiligten wären Engel, aber keine Menschen gewesen, hätten sich deren Totalitäts-Ansprüche reibungslos abgespielt. Da sie indes weitgehend der menschlichen Natur unterworfen waren, ergab sich der Konflikt von selbst. Gewiß wollten die Stände zur Macht kommen, doch war ihr Wollen gehemmt von halben Maßregeln, wohingegen der Kaiser kompromißlos entschlossen war, in seinem Hause der Herr zu bleiben. Dabei kam es ihm gelegen, daß viele der protestantischen Wortführer ins radikale Fahrwasser abglitten, von Land und Dynastie abfielen und sich den unbedingt revolutionären böhmischen Ständen anschlossen. An der Grenze standen die Mansfeld, Matthias Thurn und Bethlén Gábor, dennoch ist Ferdinand II., unterstützt von Bayern und Spanien, der Sieger geblieben. Genau wie in Frankreich ein Richelieu für das König-

tum den Kampfpfeis davontrug, weil er, durch und durch Willensmensch, die Situation zu meistern wußte. Eine gleiche Entwicklung erleben wir in den meisten europäischen Staaten, wo sich der Prozeß immer betonter zu Gunsten des fürstlichen Absolutismus entscheidet. Nur in England, wo seit jeher die Verhältnisse anders gelagert sind, erliegt der Stuart gegen Cromwell und Parlament, also, „mutatis mutandis“, gegen die ständische Vertretung des Inselreiches.

Um von unserer Stadt zu berichten, lag hier, wie man heute sagen würde, ein Nest des Widerstandes: hier versammelten sich die protestantischen Ständevertreter, an deren Spitze gerade die Besitzer von Horn, die Herren von Puechheim, gestanden sind, welche zu den ältesten Familien des Landes gehörten, nebenbei aber zu den prominenten Vorkämpfern im Streit gegen die Kaiserlichen. Auch die aus dem Ritterstand hervorgegangenen von Grabner auf der Rosenberg hatten betonten Anteil an der radikalen Haltung wider die Wiener Regierung, wie ebenso die Herren von Kuefstein verschiedene Protestanten gewesen sind. Die Kuefstein saßen damals auf Puechberg und wie heute noch auf Greillenstein. Der Wortführer der Familie, Hans Ludwig, ist später der erste Graf seines Hauses, übrigens ein sehr bemerkenswerter Typus: durch und durch kaisertreu, bemüht er sich lange Zeit, unversöhnliche Gegensätze unter einen Hut bringen zu wollen, was ihm natürlich nicht gelingt. Dabei ist Kuefstein ein höchst ehrenwerter Kavalier, der, wie erwähnt, nur den einen Fehler begeht, hoffnungslose Widersprüche bereinigen. Feuer und Wasser vermählen zu wollen, woran er schließlich scheitert. Dieser Hans Ludwig ist später katholisch geworden und sollte nachmals Gelegenheit finden, als kaiserlicher Botschafter bei den Türken sein Vermittlertalent zu bestätigen.

Wie die Dinge lagen, mußte die Horner Widerstandsbewegung den Weg der Mißerfolge beschreiten, lag es doch auch hier im Wesen der menschlichen Natur begründet, daß nicht die Klügeren, wohl aber die lauten Rufer im Streit ihre Meinung durchgesetzt und das unversöhnlichste Programm vertreten haben. Damit entfiel aber jede Aussicht auf eine Verständigung: die Unentwegten verzogen sich nach Retz, wo sie, nicht zu ihrem Vorteil, den Anschluß an die Prager Aufständischen vollzogen. Im November 1620 kam es am „Weißen Berg“ bei Prag zur Entscheidung, wonach der ständische Widerstand mitsamt dem „Winterkönig“ zusammenbrach. Damit im Zusammenhang erstarb auch in Österreich die Rebellion der Herren und Ritter, worauf man ohne zu zögern, an eine Neuregelung der Dinge herantrat: die Führer der Abfallsbewegung gingen teils freiwillig ins Exil, teils gerieten sie in Acht und Bann der Römisch-Kaiserlichen Majestät. Die unversöhnlichen Puechheim verloren die

Herrschaft Horn, die Grabner verließen die Rosenberg, die Kuefstein und viele andere bequemten sich an das neue Regime.

Was uns jedoch ganz besonders interessiert, ist das Faktum, wonach im weiteren Verlauf das den Puechheim konfiszierte Vermögen an den ehrenfesten Hofkammerrat Muschinger von Gumpendorf gelangte: dessen Tochter, Elisabeth Martha, heiratet unseren Ferdinand Kurz von Senftenau, womit das Schicksal der Horner Herrschaft in die Hände dieses mit geistigen Gaben reich gesegneten Kavaliers gelegt wurde.

Damit haben wir endlich den Übergang erzielt: aus den chaotischen Irrungen und Wirrungen der ständischen Machtkämpfe treten wir an jene Persönlichkeit heran, deren historische Figur uns im Nachfolgenden beschäftigen soll. Wir mußten des besseren Verständnisses wegen einen längeren Weg einschlagen, und zur Einbegleitung einen Abriß jener Vorgänge skizzieren, an deren Vordergrund sich die Begebenheiten abzeichnen, aus welchen heraus der aus Bayern gebürtige Ferdinand Kurz plötzlich in Horn auftreten konnte. Als ein höchst beachtenswerter Mitspieler wird er weit über die Grenzen des Waldviertel bekannt werden, wird er weit über die Grenzen unseres Vaterlandes Bedeutung erlangen. In der anläßlich des Jubiläums des Piaristen-Gymnasiums im Vorjahr herausgegebenen Festschrift habe ich die wichtigsten Lebensdaten unseres Stifters herausgestellt, in welchem Zusammenhang ich daran erinnern darf, daß Kurz die Horner Erbin im Jahre 1627 geheiratet hat, demnach er seit diesem Termin als der bestimmende Faktor im kulturellen und wirtschaftlichen Dasein der Stadt verantwortlich zeichnet.

Dem neuen Herren oblag es vor allem, die „Reform“ durchzuführen, d.h. die Rekatholisierung der Bevölkerung, die seit Luthers Zeiten größtenteils protestantisch war. Seit dem „Augsburger Religions-Frieden“ von 1555 hatte der Grundsatz: „Cuius regio, ejus religio“ Anerkennung gefunden, was so viel bedeuten wollte, als daß die Untertanen veranlaßt werden konnten, die Konfession ihres Landesherren anzunehmen. Dieses in Deutschland von den protestantischen Reichsständen vertretene Prinzip fand auch bei den Katholischen Nachahmung und wurde ganz allgemein gehandhabt. Jedenfalls sind Mäßigung und Klugheit die Kennzeichen der von Seiten des Grafen Kurz auf seinen Herrschaften durchgeführten Reform, als deren gedeihlichsten Abschluß wir die Bildungsanstalt der Piaristen anzusehen haben. Hier erhielt die Jugend nicht nur richtige Anschauungen vermittelt, sondern auch richtige Beispiele vorgelebt, die sich im Familienleben und in der Öffentlichkeit segensreich ausgewirkt haben. Somit ist das Piaristen-Gymnasium ein positiver Abschluß im Leben des neuen Herren von Horn, der in Würdigung der Tatsache, daß guter Unterricht und vorbildliche Haltung

bessere Erfolge herbeiführen als Zwangsmaßnahmen, das Schwergewicht der Reform auf die Schule verlegte. Denn dort, wo Geist gegen den Geist steht, bedeutet Gewalt die jeweils stumpfere Waffe.

Die nächste wichtige Etappe auf dem Wege zur Bedeutung eines europäischen Staatsmannes führt unseren Kurz' in die „Heiligen Hallen“ des Reichshofrats, einer obersten Reichsbehörde am Hoflager des Römischen Kaisers, welche zur Zeit, von der wir sprechen, also um 1630, eine Art oberstes Reichs-Gericht vorstellt. Die hier ernannten „Reichshofräte“ mußten große Qualitäten besitzen und sich in den oft reichlich komplizierten Kreuz- und Quergängen der „Heiligen Römischen Reich-Rechts-Angelegenheiten“ richtig zurechtfinden. Vom theoretischen Kampfplatz der „Grünen Tische“ hinweg beruft ihn das Vertrauen des Monarchen auf die militärischen Schlachtfelder in Westdeutschland, wo 1634 Erzherzog Ferdinand, der spätere Kaiser Ferdinand III., und der Feldmarschall Matthias Gallas die Armee der Protestanten und Schweden aufs Haupt schlagen. Als sogenannter „Assistenzrat“ hat Graf Kurz im großen Hauptquartier dafür zu sorgen, daß in Süd- und Westdeutschland die kaiserlichen Belange wieder anerkannt werden, denn gerade hier war des Reichsoberhauptes Autorität arg untergraben worden. Diese Stellung als Ratgeber, als politischer Sicherheits-Koeffizient, vermittelt dem Horner tiefgehende Erkenntnisse: er lernt das Kräfte-Potenzial bei Freund und Feind richtig einzuschätzen; in dieser Verwendung hat er vor allem das Geheimnis erfaßt, wonach „Politik die Kunst des Möglichen“ heißen will, aber niemals ein „Akrobaten-spiel für Wunschträumer“.

Bevor er noch Gelegenheit findet, im Hauptquartier besondere Lorbeeren zu pflücken, beruft man den klugen „Reichshofrat“ cito, citissime nach Prag, wo inzwischen die Bevollmächtigten an der Arbeit sind, den bereits 16 Jahre wütenden Krieg — er sollte noch weitere 14 Jahre dauern — zu liquidieren. Für die Kaiserlichen ist das Jahr 1635 ein bedeutsamer Termin, denn seit Nördlingen ist Ferdinand II. einigermaßen Herr der Lage: gelingt es, die feindliche Front nunmehr auch politisch zu zerbröckeln, läßt sich vielleicht ein günstiger Ausgang des furchtbaren Abenteuers absehen. Insofern scheint das Prager Friedens-Palaver auch zu gelingen, indem Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen gern bereit ist, die wiedererlangte Dominante des Kaisers im Reich zu fördern. In Wirklichkeit ist zwar der Sachse Oberhaupt der deutschen Protestanten, dessenungeachtet bildet er mit dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt die Habsburg freundliche Partei. In diesen beiden Persönlichkeiten offenbart sich also der schwache Punkt in der feindlichen Front, weswegen man gerade auch hier den vielgewandten Horner Grafen ansetzt, um den Kurfürsten auf die kaisertreue Linie ein-

schwenken zu lassen. Vor allem gilt es, ihn von den Schweden loszureißen, wozu er im Grunde gern bereit ist, erwägt man, wie kläglich die nordische Macht ihre Befreier-Rolle in Deutschland eingebüßt hat, um fortan als Kinderschreck und Blutsauger aufzutreten.

Am 30. Mai 1635 kommt es zwischen Kaiser und Kurfürst zum Prager Frieden, der zunächst Fragen der beiderseitigen Territorien regelt, im Weiteren die noch reichstreuen Fürsten aufruft, dem Traktat beizutreten und die Feindseligkeiten einzustellen. Leider müssen wir uns fragen, war diese Prager Pazifikation ein richtiger Erfolg, war damit das Ziel erreicht, die feindliche Stellung ins Zerbröckeln zu bringen, sie politisch zu unterminieren? In Wirklichkeit gab es nur einen Lokalerfolg, weil die Wiener Staatskanzlei auf die Imponderabilia vergessen, übersehen hatte, auf die öffentliche Meinung — sie war damals ungeheuer rege — zu achten, auf Stimmungsmomente mehr Rücksichten zu nehmen. Der Prager Pakt hatte nämlich alle Reichsstände, welche sich, wie die Pfalzgrafen, allzu gröblich gegen die geheiligte Römisch Kaiserliche Majestät vergangen hatten, von den Segnungen des Friedens ausgeschlossen, wie gleichzeitig alle jene, die noch mit den Schweden verbündet waren. Und diese Bestimmungen waren die Kehrseite der schönen Prager Medaille.

So begreiflich solche ausschließende Klauseln auch sein mochten, lag gerade in ihnen die wunde Stelle am „Instrumentum Pacis“, weil damit den Schweden wie vor allem den Franzosen ein Anlaß in die Hand gespielt wurde, die brandige Stelle immer wieder aufzureißen. Mit moralischer Pose wurde auf das unversöhnliche Verhalten der Kaiserlichen hingewiesen, welches den im Prager Frieden Exkludierten jede Hoffnung auf eine Versöhnung benahm. Ob dieses „den Teufel an die Wandmalen“ nun richtig war oder nicht, kümmerte weder einen Richelieu noch den Oxenstierna, paßte aber dem französischen Kardinal wie dem schwedischen Kanzler herrlich ins Konzept, den Krieg wegen der Benachteiligten weiterzuführen. Aber weder deswegen, noch wegen der schwedischen Entschädigungsansprüche sollte der Kampf weitergeführt werden, sondern allein aus dem Grunde, um Frankreichs Führer-Stellung in Europa endgültig zu besiegeln und das Haus Habsburg zu erniedrigen. Das war das ureigentliche Motiv, dessen Tendenz beste Tradition der Häuser Valois und Bourbon war, und in Richelieu den zielbewußten Träger dieser Politik finden sollte.

Wie erwähnt, war dem Horner Grafen die Aufgabe zugefallen, den sächsischen Kurfürsten bei seiner kaisertreuen Orientierung festzuhalten, was nicht ganz einfach war, denn Johann Georg unterhielt noch immer ein kleines Eisen im schwedischen Feuer. Jedenfalls holt man im Herbst 1635 unseren erprobten „Assistenzrat“ noch

einmal aus dem Hauptquartier bei Heilbronn und schickt ihn den weiten Weg nach Dresden, wo er Variationen auf das Thema „Kurfürst bleibe hart“ vorträgt; der Unermüdliche dringt mit Engelszungen auf den Sachsen und erreicht die anbefohlene Linie, insofern mit den Schweden nicht mehr verhandelt wird. Und wie ein alter Prophet beschwört er den etwas eigenwilligen Kurfürsten, doch alles aufzubieten, „damit das liebe Vaterland doch nicht unter das Joch der Schweden und Franzosen gerate“.

Mittlerweile erfährt Graf Kurz eine außerordentliche Beförderung und wird zum Reichs-Vizekanzler ernannt; damit ist der Horner im Rahmen der Staats-Konferenzen zum ersten Reichs-Minister aufgerückt. Zur Erklärung der etwas ungewöhnlichen Titulatur eines Vize-Kanzlers sei daran erinnert, daß nach der alten Reichs-Verfassung der Kurfürst von Mainz der eigentliche Reichs-Erzkanzler war; als Kurfürst von Mainz besaß er den Rang als erster Fürst im Reiche, dementsprechend er nicht gleichzeitig auch Minister sein konnte, infolgedessen der „Reichs-Erzkanzler“ von einem Vizekanzler vertreten wurde, der als des Kaisers erster Berater in Reichssachen eine höchst verantwortliche Stellung bekleidet hat.

Bald nach dieser schicksalhaften Ernennung beauftragt ihn eine allerhöchste Entschließung mit der Führung direkter Besprechungen mit den Schweden. Die militärische Überlegenheit der Kaiserlichen, welche bei Nördlingen einen großen Tag erlebt hatte, war auf die Dauer nicht aufrecht geblieben. So war es gekommen, daß man den höchst problematischen Modus kleinlauter Verhandlungen einschlagen mußte. Dabei verschlechterte sich die Lage von Jahr zu Jahr: es fehlte an allem, ganz besonders an Geld, Generälen und guten Freunden. Frankreich war es gelungen, Spanien mit dem portugiesischen Aufstand lahmzulegen, womit in Wien — ein schmerzlich empfundener Verlust — die reichen Subsidien aus Madrid fortblieben, wie überhaupt hinter jedem Anschlag gegen die „Casa d'Austria“ die Hand Frankreichs hervorschaute. War auch Richelieu 1642 gestorben, blieb der Geist des toten Kardinals lebendig und fand im raffiniert politischen Typus eines Mazarin — er hieß eigentlich Mazarini und stammte aus den Abruzzern — den neuen Vollstrecker der altüberlieferten französischen Aggression. Nicht zuletzt war eine furchtbare Not das allgemeine Erlebnis geworden: weite Teile Deutschlands wie in den österreichischen Ländern waren einem „lebenden Leichnam“ vergleichbar.

Unter derart unerfreulichen Verhältnissen erfolgreich verhandeln zu wollen, ergab ein Problem, das auch ein erprobter, zielbewußter Unterhändler, wie der Reichsvizekanzler es war, nicht zu lösen vermocht hätte. Mithin war „rebus stantibus“ ein tragbarer

Friedensschluß nicht zu erreichen, womit sich die Auseinandersetzungen allmählich vor ein in seiner Zusammensetzung internationales Forum nach Osnabrück und Münster verlagerten, wo ohne direktes Zutun des Horner Grafen schließlich der „Westfälische Frieden“ zustandekam. Unser Ferdinand Kurz hat also die verhängnisvolle Pazifikation von 1648 wohl eingeleitet, aber nicht persönlich vollendet. Er wird es kaum bedauert haben, denn so blieb ihm die Totengräber-Arbeit erspart, mittels welcher das „Heilige Römische Reich deutscher Nation“ bei lebendigem Leibe bestattet wurde.

Auf der anderen Seite sollte sich jene Zeitspanne, da Ferdinand Kurz von einer Verhandlung zur anderen geradezu taumeln mußte, im politischen Werdegang des Reichsvizekanzlers als eine Hochschule politischer Erfahrungen erweisen. Bei diesen oft so unerfreulichen Konferenzen hat er die Hauptspieler und Komparsen auf dem „Großen Welt-Theater“ gründlich kennen gelernt. Vor allem ist es ihm stets eindeutiger klar geworden, daß als der unversöhnliche Feind des Erzhauses kein anderer als immer wieder Frankreich in Frage kam. An dieser Gegnerschaft gemessen, ist Schweden zweite Garnitur, sind Intrigen, welche von Stockholm herkommen, viel weniger interessant. Und der Horner wird sich diese Erkenntnis zur politischen Richtschnur erwählen, wenn es nach kaum einem Jahrzehnt nochmals dazu kommt, den Kampf mit Mazarin aufzunehmen. Nach dem Tode Ferdinands III. im April 1657 wird sich die Notwendigkeit ergeben, den jugendlichen Leopold von Österreich einer Wahl zum „Römischen Kaiser“ zu unterziehen. Diese Kaiserwahl wird aber dem französischen Minister die längst erwünschte Gelegenheit gewähren, um gegen das Haus Österreich den entscheidenden Stoß ins Herz zu führen: jetzt oder nie ist der Augenblick gekommen, den Habsburger der Schmach auszusetzen, nicht gewählt zu werden, und Ludwig XIV. als Nachfolger Karls des Großen auf den Schild zu erheben.

Wir müssen uns dieses Attentat auf alle Tradition des Erzhauses, diesen Anschlag auf dessen politische Stellung und moralische Weltgeltung vor Augen halten, um richtig zu erfassen, was Graf Kurz im Abwehrkampf gegen Frankreich geleistet hat. Zwischen Mazarin und Ferdinand Kurz wird es noch eine scharfe Schlußrunde geben, aus welcher letzthin der kaiserliche Minister als der Sieger hervorgeht. Indes scheint mir die knappe Betrachtung, die wir auf die Kaiserwahl Leopolds noch aufwenden wollen, passender für eine abschließende Rückschau, besser geeignet für eine Apotheose des Horner Staatsmannes. Dazu steht die Bedeutung des Grafen Kurz als Wirtschaftspolitiker ebenfalls zur Diskussion, so darf ich

Ihnen als einen Zwischenakt auch noch über dieses Thema berichten.

In der schon einmal erwähnten Jubiläums-Festschrift unseres Gymnasiums habe ich die Tätigkeit des Reichsvizekanzlers in seiner Eigenschaft als Herrschaftsbesitzer gestreift. Damit im Zusammenhang kommen wir auf seine berühmte Tuch-Manufaktur zu sprechen, die er hier in Horn, kaum daß der Krieg beendet war, ins Leben gerufen hat. Dieses Unternehmen ist tatsächlich eine Großtat und verschafft dem Grafen die ehrenvolle Bezeichnung eines Wegbereiters des österreichischen Merkantilismus. Mit diesem Ausdruck will man jenes System national-ökonomischer Bestrebungen festhalten, das seit dem 17. Jahrhundert die Volkswirtschaft Europas beherrschte. Wie schon der Name besagt, deriviert sich dieser Terminus aus der Anschauung, daß der Reichtum eines Staates auf dessen erfolgreicher Handelstätigkeit beruhe; diesen Zweck zu erreichen, müßten alle Naturschätze eines Landes herangezogen und produktiv gemacht werden: also das Erz der Bergwerke, Bodenerträge wie Flachs und Hanf, Produkte der Haustiere wie Schafwolle und Häute, überhaupt alles, was kommerziell verwertbar erscheint.

Uns Heutigen wollen so löbliche Tendenzen als ganz selbstverständlich vorkommen, doch müssen wir auch hier 300 Jahre zurückschalten und vornehmlich die Frage erörtern, aus welchen Quellen der aufstrebende Staat schöpfen sollte, das stehende Heer, den stetig vermehrten Beamten-Apparat und andere Notwendigkeiten zu erhalten. Immer nur die Steuerschraube anziehen und den Untertanen die Spargroschen aus der Truhe zu pressen, hieß so viel, wie die Kuh schlachten und dann Milch von ihr zu erwarten. Das war ein primitiver „Circulus vitiosus“, aber kein Mittel, um Reichtum zu bilden, um Geldquellen zu schaffen. Andere Staaten wie England und Holland waren in dieser Hinsicht unserem Vaterland weit voraus; in England gab es z.B. eine Tuchindustrie, welche auf Initiative der Tudors zurückreichte und seit dem 15. Jahrhundert großen Gewinn brachte. Auch in Westdeutschland hatte u.a. das Haus Fugger große Unternehmungen verwirklicht und es damit ermöglicht, Maximilian I. und Karl V. erfolgreich zu finanzieren.

Aber Österreich war arm, seit dem 30jährigen Krieg buchstäblich verelendet. Dieser Umstand fiel umso schwerer ins Gewicht, als damit auch die Initiative, überhaupt etwas zu wagen, erstorben schien. Man hätte recht gern die fremden Beispiele nachgeahmt, der Mammon lockte wie ein richtiger Verführer, indes fehlte der mutige Einsatz, denn, wer zahlte das Risiko? Doch nicht der Staat, der seit dem verhängnisvollen Kriegsabenteuer an Defaitismus zu ersticken drohte! Somit erhebt sich die Persönlichkeit unseres Horners umso



chem der alte Kurz den Vorsitz geführt und seinen Kollegen klar gemacht, was ihnen bevorsteht, schon bei dieser Gelegenheit hatte der Reichsvizekanzler den Entschluß gefaßt, die Wahl des jugendlichen Erzherzogs zum Römischen Kaiser durchzusetzen und gegen Mazarin den Kampf aufzunehmen. Für einen österreichischen Staatsmann kann es keine Alternative geben: Erzherzog Leopold muß gewählt werden! Jede andere Lösung wäre eine schnöde Absage an die Tradition, an den Nimbus des Erzhauses, wäre eine Kapitulation vor Frankreich. Und gerade das ist es, was der Horner auf keinen Fall tun wird.

Und so geht der erfahrene Staatsmann an die Arbeit, seine Kreise zu ziehen: die französische Partei in Deutschland wird isoliert, der Kardinal muß erkennen, wie eine Wahl seines Herren nur einen sinnlosen Streich bedeuten würde. Die Minister und Kanzleigewaltigen der Fürsten im Reich werden so lange individuell „behandelt“, bis sie willfährig sind: bei dem einen genügt ein Appell an Ehre und Gewissen, beim anderen hinterläßt ein Händedruck goldene Spuren, beim dritten ruft man die „Heilige Vanitas“ an, die so schöne Titel und Würden zu vergeben hat — wozu war der alte Minister denn 20 Jahre lang Kanzler des „Heiligen Römischen Reiches“? Doch nicht, um ausschließlich über seine Horner Wirkwaren nachzudenken!

Eine Laufbahn voller Ereignisse hatte den Gründer unseres Piaristen-Gymnasiums über Stationen wie den Reichshofrat zur Tätigkeit im kaiserlichen Hauptquartier geführt und von da zur Stellung eines ersten Reichsministers. Weiß Gott, daß er Gelegenheiten gefunden, um zu lernen, Menschen zu meistern und menschliche Dinge richtig zu disponieren Und so bringt der Wahlgang zu Frankfurt einen vollen Erfolg: aus dem glorreichen Kampf um die Krone, um eine vor allem moralische Machtposition, geht Leopold als der Sieger hervor, als Nachfolger Karls des Großen.

Und diese weltpolitische Entscheidung, meine sehr verehrten Damen und Herren, ist der persönliche Triumph unseres Stifters, bildet diese einmalige Gloriele des österreichischen Staatsmannes Grafen Ferdinand Kurz.

ARMENFÜRSORGE DER STADT STEIN AN DER DONAU

Von Dr. Heinrich Rauscher

Es ist eine durch das Naturrecht begründete und durch die Religion geforderte Pflicht, den in leibliche und seelische Not geratenen Mitmenschen mit Werken der christlichen Nächstenliebe und Barmherzigkeit zu Hilfe zu kommen.

Die Stadt Stein hat diese Pflicht stets nach bestem Können erfüllt. An dem vom Babenberger Leopold VI. 1210 in Krems gegründeten Bürgerspital hatte auch Stein seinen Anteil. Beide Städte waren Eigentümer, trugen zur Erhaltung bei und brachten hier ihre alten, verarmten Bürger, Blinde, Lahme und Presthafte unter, verköstigten sie oder gaben ihnen ein Taggeld und gelegentlich Kleider und Wäsche und ließen ihnen durch einen Priester, den Benefiziaten, auch seelsorgliche Betreuung zukommen. Die administrative Leitung oblag dem von den beiden Stadträten bestellten Spittelmeister, der auch die dem Spital eigene Landwirtschaft zu besorgen hatte.

Wegen des Spitales kam es zwischen beiden Städten oft zu Auseinandersetzungen. Stein leistete z.B. 1571 und 1573 für das Spital je 100 fl und gab auch öfters Darlehen und mußte überdies zur Erhaltung des Spitals den gleichen Beitrag wie das größere Krems leisten, hatte aber vom Spital nicht den gleichen Nutzen wie Krems. Auch bei der Einsetzung des Spittelmeisters kam es bisweilen zu keiner Übereinstimmung.

Um sich einigermaßen unabhängig zu machen, baute sich Stein 1558 neben dem Friedhof bei der Frauenbergkirche ein eigenes Spital, das in Seuchenzeiten auch als Lazarett verwendet wurde. 1722 wird es als baufällig bezeichnet und man dachte nicht daran, es wegen der hohen Kosten und der abseitigen Lage wieder herzustellen. Als das Spital am Charfreitag 1725 (30. März) mit noch anderen 4 Häusern abbrannte, verfiel das Mauerwerk rasch und der Platz wurde in einen Garten umgewandelt, der 1744 in den Besitz des Traubenwirtes Adam Perger kam.

1727 hatte eine kaiserliche Resolution den Wunsch ausgesprochen, Stein möge wieder ein eigenes Spital aufbauen. In einem Ratserlaß der Stadt aus dem gleichen Jahre heißt es, man solle den Weinvorrat des Spitales verkaufen, vom Erlös die Schulden bezahlen und statt des seit der Feuersbrunst fast ganz verfallenen Spitals an einer günstigeren Stelle wieder ein Spital bauen, bis dahin sollten die Stadtarmen gegen einen billigen Beitrag noch weiter im Kremser Spital bleiben und gepflegt werden. Zu diesem geplanten Bau ist es aber zunächst nicht gekommen.

Eine wichtige Einnahmequelle dieses alten Steiner Spitals war anscheinend die Weinwirtschaft, über deren Ausmaß die Unterlagen fehlen. Dazu kamen Stiftungserträge und Beiträge der Stadt, besonders in Seuchenzeiten und bei Hausherstellungen. 1575 zahlte die Stadt anlässlich der Pest dem Totenlasser, Doktor und der Wärterin 82 fl und 1577 gab sie für das Lazarett wieder über 13 fl aus, da es vom Jänner bis April mit Infizierten belegt war und der Bader wöchentlich 2 fl und die Wärterin einen halben Gulden erhielt. Als 1590 ein armer Mann vom Lazarett begraben wurde, kaufte die Stadt für 40 kr 4 Ellen Leinwand für einen „Übertan“ und als hier ein Landsknecht begraben wurde, zahlte die Stadt 1595 die Begräbniskosten. 1584 bestritt sie den Betrag von über 11 fl für Schindeln, Nägel und für den Hafner.

Im 16. Jahrhundert war wegen der Türkenkriege und im 17. Jahrhundert wegen des 30jährigen Krieges eine große Verarmung eingetreten. Viele Menschen kamen um Besitz und Heimat und wurden arbeitsscheu. Allenthalben traf man auf Bettler, verwundete und entlassene Soldaten, Flüchtlinge, ehemals türkische Gefangene. Dies soll eine Auslese aus den Steiner Kammeramtsrechnungen veranschaulichen. Oft ist von Adeligen die Rede, die sich an den Stadtkämmerer um Unterstützungen wendeten. Er gab einem griechischen Adeligen, der bei den Türken gefangen gewesen war, 1 fl (1577), einem armen beraubten Adeligen und einem ungarischen Adeligen je 2 fl (1600); ähnliche Beträge erhielten mehrere Adelige, darunter solche, die von den Türken geplündert und gefangen worden waren (1606), ein von Reitern beraubter Adelige (1623), ein armer Adelige (1627) und ein polnischer Adelige (1656).

Im 18. Jahrh. kamen viele flüchtige Hochadelige hieher. Der vertriebene Fürst Josef Stabeich vom Berg Libanon erhielt 4 fl (1731); weiters wurden beteiligt ein arabischer Prinz (1744), 2 armenische Prinzen (1753), ein Prinz vom Libanon (1756), ein vertriebener arabischer Prinz (1757), der persische Prinz Abraham Schigrai (1765), der exulierende persianische Prinz Elias Abiscimus, ein Prinz vom Berge Tabor, der Baron de Burkana aus Arabien (1766), ein persianischer Prinz (1769), 3 arabische Prinzen (1771), 3 arabische Prinzen (1773) und ein arabischer Prinz (1780 und 1782).

1600 wurden in Stein 279 und 1606 53 Soldaten mit Geld beteiligt; ein Krieger, den Gott wunderbar von Konstantinopel erlöst hatte, erhielt 2 fl (1600) und einem Krieger zu Roß, dem vor Weißenburg ein Fuß abgeschossen worden war und der auch Weib und Kind bei sich hatte, wurde auch Geld gegeben. Besonders oft nahmen von 1600 — 1627 Gefangene, abgedankte und verwundete Soldaten mit Weib und Kind die Wohltätigkeit der Stadt in Anspruch. Oft, ja zeitweise jede Woche, sammelte man in der Kirche für arme, ge-

schädigte Kriegsleute. 1609 wurde ein Soldat für sein gefangenes Weib bittlich,, das der Feind auf 100 fl geschätzt hatte.

Auch andere Bittsteller meldeten sich, so der Sohn des Dr. Jonas aus Wittenberg (1561), ein Magister aus Tübingen und ein Student aus Leipzig (1584) und 2 Studenten aus Tübingen (1588). Unterstützt wurden ein alter Prädikant (1603), ein armer Priester aus Siebenbürgen (1604), 2 polnische Priester und ein italienischer Mönch (1656), 2 vertriebene ungarische Franziskaner (1663), nicht zu reden von den vielen Sammlern der Bettelorden und den Abbrändlern, den Schiffbrüchigen, den von bösen Leuten und Soldaten Ausgeraubten und den Sammlern für Kirchen- und Spitalbauten.

An Kranken meldeten sich um 1600 schadhafte, krumpe und presthafte Menschen, eine arme Kindsbetterin, einer mit Veitstanz, eine kranke Frau, die ins Wildbad zog, ein armes Weib, so in das Warmbad gereist, ein „armer Mensch, so in das Warmb Patt zu erhollung seines gesundes“ ziehen wollen. Dem Hauer Leopold Helbmer, der zur Heilung seines offenen Schadens am Fuß in das warme Bad ziehen wollte, gab man ein Schreiben mit, daß man ihn überall ungehindert passieren lasse und ihn mit Gaben unterstütze.

Auch Rompilger wurden vom protestantischen Rat 1600 und 1607 unterstützt, ebenso auch Feuerwerkskünstler, Reisende, Knappen, Zwerge, Zigeuner und Juden.

Seit 1695 bemühte sich die Regierung tatkräftig, den wilden Bettel einzudämmen. Wiederholt verbot sie den Bettel und ließ die fremden Bettler abschaffen. Das geschah auch in Stein bis auf zehn, diese durften nach altem Brauch jeden Freitag von Haus zu Haus betteln gehen. 1710 wurden alle Bettler in Stein aufgeschrieben und ihr Aufenthalt wurde ausgeforscht. Der Bettelrichter wurde beauftragt, nur den des Almosens Würdigen das gewöhnlichen Stadtzeichen zu geben und die anderen aus der Stadt zu schaffen. Ein scharfes Patent der n.ö. Regierung vom 3. Juni 1715 verbot neuerlich die Abstellung des Bettels und die Abschiebung der fremden Bettler in ihr Vaterland. Bettler und abgedankte Soldaten sollen zum erstenmal 1 kr Laufgeld oder Almosen erhalten, kommen sie wieder, werden sie „zur harten Arbeit in Eisen und Bandt“ verurteilt, beim drittenmal übergebe man sie dem Landgericht, wo sie nach dem Prozeß Urfehde schwören müssen. 1717 wurden zur Vertreibung und Abhaltung fremder Bettler ein Bettelrichter und zwei Bürger oder Inleute als Wächter aufgestellt.

Diese Maßnahmen und die l.f. Verordnungen über die patentmäßige Verpflegung und den Unterstand der Bettler vom 20. Dezember 1728 und vom 29. November 1754 milderten die Bettlerplage auf ein erträgliches Maß, was die Steiner Bürger schon 1750 feststellen konnten.

In diesen schweren Zeiten verarmten auch Bürger, die sich um die Stadt verdient gemacht hatten, und sie waren auf Unterstützungen angewiesen. 1690 bat der resignierte innere Ratsfreund Karl Eißfort, jetzt ein verarmter Bürger, um gutwillige Reparierung seines Inwohnerzimmers und des Daches am alten Kremsmünstererhof. 1756 wurden dem gewesenen Steiner Stadtrichter Franz Appel und seinem Weib vom Spital täglich 10 kr Verpflegsgeld und vom Kammeramt für 3 Jahre monatlich 1 fl bewilligt. 1767 und 1768 erhielt die verwitwete Anna Maria Wampachner vom Kammeramt 20 fl Unterstützung. 1777 erbat sich der Stadtrat von der n.ö. städtischen Kommission die Erlaubnis, dem ehemaligen Vorgeher (Bürgermeister) Ignaz Appel auf sein Bitten aus der Spitalskasse beider Städte täglich wenigstens 3 kr Zulage geben zu dürfen „aus Mitleyden sowohl als in Rücksicht seiner der Stadt geleisteten vill ersprießlichen Diensten“, da er jetzt im äußersten Notstande lebe.

Andere verarmte und arbeitsunfähige Steiner erhielten 1724 täglich 4 oder 3 kr und arme Kinder 2 kr. Die patentmäßig zu versorgenden Weiber bekamen in Stein täglich 4 kr, während solchen in anderen Orten nur 3 kr gegeben wurden.

Unter den traurigen Umständen dieser Zeiten nahm der Bettel arg zu und er wurde wiederholt als unerträglich bezeichnet. Einheimische und fremde Bettler machten der Stadtverwaltung große Sorgen und nahmen den Wohltätigkeitssinn der Bürger überaus stark in Anspruch. Man mußte trachten, auf verschiedenen Wegen Geld hereinzubringen. Dies war besonders für das gemeinsame Bürgerspital in Krems notwendig, nachdem es 1612 abgebrannt war und durch Militäreinquartierungen in seinen Einkünften arg gelitten hatte. Dazu führten die Spittelmeister eine schlechte Wirtschaft.

Im 17. und 18. Jahrh. mußten die Bürger und Inwohner zur Erhaltung der patentmäßigen Armen an das Almosenamt in die Stadtkammer Beiträge leisten. Die Inleute wurden herangezogen, weil die meisten Armen Inleute waren. 1668 zahlten sie 137 fl 15 kr Inleuteanschlag. Die Inleute, die nicht zahlen wollten, wurden ex offo 1699 aus der Stadt ausgewiesen, 1743 wurde ihren Armen die patentmäßige Verpflegung verweigert und 1745 wurde ihnen die Mitbenutzung der Gemeindeweide untersagt.

Auch den Bürgern wurden Jahresumlagen aufgetragen. 1756 wurden jedem Haus je nach seiner Größe 2 fl, 1 fl, 45 kr oder 30 kr jährlich für 10 Jahre vorgeschrieben, was jährlich 400 fl eintrug.

Weiters wurden Sammlungen durch Arme oder Bürger durchgeführt. Darüber heißt es in einem Ratsprotokoll aus 1717: An Feiertagen und Werktagen sollen je ein Bettelmann und ein Bettelweib vor der Pfarr-, Minoriten- und Kapuzinerkirche mit einer

Büchse aufgestellt werden und jeden Dienstag und Freitag sollen zwei Bettelleute mit einer Butte und einer Geldebüchse von Haus zu Haus gehen und Geld und Viktualien sammeln. Der Ertrag soll jeden Samstag unter den hiesigen Armen aufgeteilt werden. 1726 und 1741 wird auch die Aufstellung von Geldsammlern bei den Stadttoren erwähnt.

1726 und 1750 wird bemerkt, daß jeden Freitag zwei Bürger für die patentmäßigen Armen Almosen sammelten. Sie suchten die Bürgerhäuser, Freistifte, die Minoriten, die Wassermaut, das Brückenmauthaus, den Salzversilberer, den Kremsmünsterer-, Gleinker-, den Passauerhof und den Pfarrhof auf. Die Büchse übergaben sie dann dem Almosenkommissär.

1724 wurden in allen Kirchen zur Versorgung der Armen Opferstöcke aufgestellt und auch die Gemeindekasse gab eine Beisteuer.

Die Regierung wendete dem Armenfond gleichfalls Einkünfte zu. 1755 verfügte das Kreisamt, daß bei allen öffentlichen Bällen von jeder Person 17 kr für die Armen des Ortes eingehoben werden sollen. Auch Strafgeelder und Taxen flossen ihm zu.

Auch an Legaten fehlte es nicht. In der Regel wurden in den Testamenten Beträge für die Hausarmen bestimmt, die am Begräbnistag oder an Jahrestagen verteilt werden sollten. Die Jungfrau Anna Maria Streiblin übergab am 19. Dezember 1755 der Stadtverwaltung für die Hausarmen einen Betrag.

Erst 1757 hören wir wieder von einem geplanten Spitalbau in Stein. Damals erklärten die zwei Bürger Schwaiger und Steyrer, für diesen Zweck 700 fl widmen zu wollen. Am 19. Juni 1759 vermachte die Wirtin zur goldenen Sonne Franziska Hierlmayr ihr Haus in der oberen Landstraße, das zwischen den Häusern des bekannten Malers J. M. Schmidt und des Bäckers Dichler lag, zur Unterbringung von Armen. Wenn es dazu ungeeignet sein sollte, könnte es verkauft und dafür ein geeigneteres erworben werden.

Am 17. August 1759 sprach der Sonnenwirt Leopold Hierlmayr seine Bereitschaft aus, auf seine Kosten ein Armenhaus erbauen zu wollen. Als Bauplatz wurde eine Stelle außerhalb des Kremsertores am Wege nach Krems gewählt. Der Steiner Maurermeister Johann Michael Ehmann legte einen Riß und eine Kostenaufstellung vor. Am 6. August 1759 wurde der Grundstein gelegt und 1760 wurde das Haus für 25 Pfründner mit der Kapelle zu Ehren der hl. Maria vollendet. 1761 ließ der Stifter neben dem Armenhaus einen Opferstock aufstellen, von dessen Eingängen Brennholz gekauft und die Rauchfangkehrerarbeiten beglichen werden sollten.

Am 8. August 1763 legte Hierlmayr 6000 fl für ein Benefiz St. Mariae, St. Leopoldi, St. Franciscæ für ewige Zeiten an, das von

cinem Weltpriester versehen werden sollte. Weiters widmete er 1000 fl zur Erhaltung der Kapelle, Beschaffung von Paramenten, Wäsche, Opferwein, Oblaten, Kerzen und Baumöl für die samstägige Beleuchtung sowie für die Reinigung des Hauses und für den Vorbeter und endlich noch 500 fl für Haus- und Dachreparaturen. Wenn von den Interessen dieser 7500 fl ein Rest verbleibt, sollen die Pfleglinge davon jeden Sonntag eine Suppe und je ein halbes Pfund Rindfleisch erhalten.

Hierlmayr hatte schon 1763 die Absicht, durch Aufsetzen eines Stockes auf dem Armenhaus eine Benefiziatenwohnung zu schaffen, wofür Ehmann einen Riß vorlegte. Da die Geldbeschaffung Schwierigkeiten bereitete und die 5 verheirateten Schwestern Hierlmayrs Erbensprüche stellten, kam der Plan zu Lebzeiten Hierlmayrs nicht zur Ausführung.

Hierlmayr bestimmte in seinem Testament vom 5. September 1765 verschiedene Einrichtungsstücke für die projektierte Benefiziatenwohnung. Darunter sind die 2 Porträte des Stifterehepaares von J. M. Schmidt aus 1756 besonders zu erwähnen. Seine 5 Schwestern sollen je 200 fl erhalten. Für die Reinigung des Hauses, den Vorbeter und die Krankenpflege wurden kleinere Beträge bestimmt und für die Speisung der Pfleglinge mit Rindfleisch 867 fl angelegt. Die übrige Hinterlassenschaft sollte zum Bau der Benefiziatenwohnung verwendet werden.

Hierlmayr starb am 9. Dezember 1768 mit 69 Jahren. Der Kurator Josef Obermann versteigerte den Nachlaß. Darunter befand sich das Wohnhaus, ein Zuhaus mit Presse, Keller und Schüttkasten in Stein, ein Haus mit Keller und Weingärten in Zöbing, Fässer, Einrichtungen des Kellers und Preßhauses, allerlei Geschirr aus Silber, Zinn, Kupfer und Messing und 1988 Eimer guten, 793 mittleren und 552 schlechten Weines.

Der Bau der Benefiziatenwohnung begann am 1. Juli 1770 und wurde 1773 von Ehmann abgeschlossen. Im Giebelfeld des Aufbaues wurde recht passend das Fresko „Der barmherzige Samaritan“ angebracht. Zur Aufführung eines Turmes, die man 1776 erwog, ist es nicht gekommen.

Das Armenhaus erhielt in der Folgezeit manche Zuwendungen. So gaben der Benefiziat Fritz 200 fl (1804), der Domdechant Dillen 100 fl (1834), die Inwohnerin des Armenhauses Magdalena Hecht 530 fl (1841) und der Steiner Wirt Püringer 100 fl (1845) und die in Stein wohnende Aggsbacher Holzhändlerswitwe Franziska Stauber 100 fl (1852). Am 10. Jänner 1813 wurde in Krems Kotzebues Lustspiel „Der verbannte Amor“ aufgeführt, dessen Reinertrag dem Institut zufiel.

Das Hierlmayrische Armenhaus war für 25 Pfleglinge gestiftet.

In den Jahren 1769—71 schwankte deren Zahl zwischen 9 und 16, 1871 waren 14 Männer und 17 Weiber untergebracht. Einmal beherbergte das Haus auch einen Findling. Am 10. Mai 1782 fand man unterhalb der Brücke über den Fergenbach ein halbjähriges Knäblein, für dessen Verpflegung und Wartung im Armenhaus täglich 6 kr bestimmt wurden.

1870 betrug der Vermögensstand 16.282 fl. Von den Erträgen erhielten die Pfleglinge außer der Unterkunft noch Verpflegung, Beheizung, Beleuchtung, ärztliche Behandlung und Medikamente und seelsorgliche Betreuung durch den Benefiziaten. Dafür mußten sie den Gottesdienst besuchen, die Ostersakramente empfangen, für den Stifter beten und die Hausordnung beobachten.

Der Benefiziat hatte täglich die hl. Messe zu lesen, den nicht mehr rüstigen Pfründnern an den Vortagen vor Festen das Festtagevangelium zu verlesen und eine kurze Belehrung anzuschließen. Die Rüstigen hatten an den Sonn- und Feiertagen der Messe und der Predigt in der Pfarrkirche beizuwohnen. Weiters mußte der Benefiziat die Kranken besuchen und auf die Einhaltung der Hausordnung sehen und in der Pfarrkirche Aushilfe leisten. Die Überwachung der Hausordnung mag ihm manchen Verdruß bereitet haben. 1782 klagte der Benefiziat Franz Grund über den Pflegling Susanna Feitäntin, daß sie viel Unruhe stifte und daß sie ihm im Haus und auf der Gasse geringschätzig und „mit nachteiligen Worten“ begegne; der Bettelrichter Rimmel sei selten daheim, fehle bei den täglichen Gebeten und komme meistens spät abends betrunken nach Hause. Darauf ließ der Stadtrat die beiden Beklagten vorfordern und ihnen durch den Gerichtsdienner ein paar Karbatschschläge geben.

Der letzte Seelsorger Otto Kamshof verzichtete 1912 auf das Benefiz. Auf ihn folgte der pensionierte Pfarrer Anton Steinbichler aus Leiben als Messeleser. Er wohnte im Alauntal und las bis 1927 täglich in der Armenhauskapelle die Messe. Nachher wurde das Benefiz nicht mehr besetzt und keine Messe mehr gelesen, da die Stiftung durch die Geldentwertung nach dem ersten Weltkrieg nicht mehr lebensfähig war. 1925 ließ die Stadt Stein das Armenhaus restaurieren, später geschah aber nichts mehr für seine Erhaltung, sodaß es baufällig wurde. Im September 1951 begann die Baufirma Metzger mit dem Abbruch des Armenhauses. An dessen Stelle errichtete die „Gemeinnützige Donau-Ennstaler Siedlung A.G.“ ein Wohnhaus.

Das Armenhaus, das Werk eines einzigen Mannes aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, sollte „für ewige Zeiten“ bestehen und wurde der Stadt zur Verwaltung übergeben. Stein konnte das Haus über den ersten Krieg und die Inflation herüber erhalten, doch den

zweiten Krieg hat es nicht lange überdauert. Der nunmehr bedeutend größere Verwaltungskörper Krems konnte die alte soziale Stiftung nicht mehr halten und auch der Name des Wohltäters Hierlmayr wird bald vergessen sein.

Die Auseinandersetzungen zwischen Krems und Stein wegen des gemeinsamen Bürgerspitals hatten nie ganz aufgehört. 1860 klagte Stein, in diesem Jahre seien für die Kremser Armen 3478 fl, für die aus Stein aber nur 555 fl verwendet worden. Deshalb kam es 1861 zu Verhandlungen über das Spitalvermögen und 1864 zu einem Ausgleich. Aber die Gemeindeversammlung vom 7. Februar 1871 beschloß die Trennung des Kremser Bürgerspitalvermögens und die Versorgung der 12 Steiner Bürgerpfündner in Stein. Bei der Teilung des Vermögens am 27. September 1871 erhielt Stein an Kapitalien und Bargeld 30.270 fl und 6 Joch Gründe statt der ursprünglich geforderten 40.000 fl.

Eine große Wohltat waren die von Josef II. 1783 eingeführten Pfarrarmeninstitute, deren Stammkapital das Vermögen der aufgehobenen Bruderschaften bildete. Dazu kamen noch manche Vermächtnisse. Am 11. September 1783 versammelten sich im Steiner Rathaus die Bürger und Inleute der Stadt in Gegenwart des Pfarrers wegen der Errichtung eines Pfarrarmeninstitutes, wegen der Änderung des Pfarrsprengels betreffs Förthof, wegen der Aufhebung der bisher in Stein bestandenen zwei Bruderschaften und wegen Beibehaltung einer einzigen Bruderschaft „unter Benennung der thätigen Liebe des Nächsten“, worunter das Pfarrarmeninstitut gemeint war. Der Pfarrer erläuterte den Zweck des geplanten Armeninstitutes und dann wurden ein Armenvater, sein Adjunkt und 3 Sammler bestellt.

Das Pfarrarmeninstitut Stein begann am 24. Oktober 1783 seine Tätigkeit unter Leitung des Pfarrers Anton Freiherr von Tomasi und unter dem Armenvater Johann Kaspar Braun und dem Armenrechnungsführer Johann Deix. Der Pfarrer begann in eigener Person mit der Sammlung zum „armen Leuth Institut“ und eiferte die Bürger zur Nächstenliebe an. Vier Sammlungen bis zum Jahresschluß und Spenden ergaben 107 fl 24 kr, während die Ausgaben 100 fl 25 kr ausmachten. Dabei wurden für einen Armen wöchentlich 24 kr 2 d verrechnet.

1784 wollten die zwei Steiner Bruderschaften St. Johann Nep. und weiter des hl. Antonius und Franciscus dem Pfarrarmeninstitut beitreten und ihren Vermögensüberschuß als Fundus dazu geben. Auch die Stadt befürwortete dieses Ansuchen, da in Stein wegen der Schiffslände viele Handwerksburschen aus Schwaben vorsprechen, denen 2 kr Almosen gegeben werden sollen, wodurch die hiesigen Armen verkürzt werden. Wien wies dieses Ansuchen am 7. April 1784

ab. Für den Plan des Pfarrers, 1786 das Hierlmayrische Armenhaus mit dem Pfarrarmeninstitut zu vereinigen, war die Stadt nicht zu gewinnen, doch wies sie dem Armeninstitut die von den Inleuten bezahlten Anschlag- und Schutzgelder zu.

Am 31. Jänner 1810 vermachte Ferdinand Salomon 500 fl, deren Zinsen an seinem Todestag jährlich unter den Armen verteilt werden sollten, wenn sie bei seinem Seelenamt erscheinen und für ihn beten. Durch das Finanzpatent 1811 wurde diese Stiftung auf 100 fl reduziert. Die am 18. Juni 1864 verstorbene Steiner Weißgerberswitwe Anna Fichtl vermachte 500 fl zu den gleichen Bedingungen wie Salomon und weitere 100 fl für die, welche an ihrem Sterbetag einen Rosenkranz und 5 Vaterunser für sie beten.

Sammlungen in den Gasthäusern Steins und Förthofs, drei Opfergänge in der Kirche (Ostern, Mariae Namen und Weihachten), Opferstöcke in der Pfarr- und Frauenbergkirche, Erträge mehrerer Stiftungen, Strafgelder und Musiktaxen und die 1872 in Stein und Föthof eingeführte Hundesteuer brachten die notwendigen Gelder. 1870 hatte das Pfarrarmeninstitut in Stein und Förfhof 38 Arme zu versorgen, deren jeder täglich 4 kr erhielt. Das Institut hatte 10.090 fl Obligationen, 1185 fl 83 kr Bareinnahmen und 602 fl 96 kr Ausgaben.

1870 wurde das Pfarrarmeninstitut aufgelöst. Das Vermögen und dessen Verwaltung ging an die Gemeinde über, die nun die Armen unterstützen mußte die in ihr heimatberechtigt waren. Durch das Landesarmengesetz vom 13. Oktober 1893 ging die Armenfürsorge von der Gemeinde auf das Land über, dem sie noch jetzt zusteht.

Später wurden für die Armen der Stadt namhafte Beträge gewidmet, die von der Gemeinde verwaltet wurde, so von Anton Weißgrill 700 fl, Fräulein Franziska Schleinzner 8000 K (1900), Viktoria Spielleitner 2700 K (1902), Karl Mazetti 10.000 K (1903) und Prof. Meller 1000 S (1925).

Auch der Unterstützung armer Schulkinder muß gedacht werden. Patriotische Anlässe bewogen die Stadtverwaltung zu Stiftungen. Am 21. August 1858 bestimmte sie 150 fl zur Bekleidung eines armen Schulkindes am Prüfungstag, wozu Bürgermeister Schürer jährlich noch 20 fl gab. Das Kaiserjubiläum 1898 veranlaßte die Stadt, jährlich am 2. Dezember je 3 Knaben und Mädchen mit Winterkleidern auszustatten. 1860 übergab der Schulaufseher Martin Schmidt dem Pfarrer 100 fl, deren Zinsen jährlich am Prüfungstage dem fleißigsten und sittsamsten Schüler gegeben werden sollen. Der am 13. Juli 1864 verstorbene Pfarrer Josef Thill vermachte 200 fl zum Ankauf von Schreibmaterial für arme Schüler. Anna Fichtl widmete 1865 900 fl, deren Zinsen jährlich am Aller-

seelentag nach dem Requiem an je zwei arme und fleißige Knaben und Mädchen gegeben werden, die das Grab der Stifterin mit Blumen schmücken, in der Laterne eine Kerze brennen und eine halbe Stunde beim Grab oder bei Schlechtwetter in der Kirche für sie beten sollen. Der aus Stein stammende und am 2. April 1878 in Graz verstorbene Bäckermeisterssohn Johann Krammer legierte 300 fl, von deren Zinsen jährlich zu Weihnachten je 3 Knaben und Mädchen Kleider erhalten sollen. Die 1903 von Karl Mazetti vermachten 10.000 K kamen auch armen Schulkindern zugute. Leider sind alle diese Stiftungen nun wertlos.

Seit 1888 gibt es Weihnachtsbescherungen für arme Schulkinder, wozu die Kaufleute Spenden machten und die Rehberger Lederfabrik ständig Leder für 25 Paar Schuhe spendete.

Im 19. Jahrh. entstanden auch Wohltätigkeitsvereine (St. Vinzenzverein und St. Elisabethverein), deren Mitglieder Arme unterstützten und sie auch in ihren Wohnungen aufsuchten.

DIE FELDGRAFEN IM WALDVIERTEL

Von Heinrich Hengstberger, Krems

Um es gleich vorwegzunehmen, die „Feldgrafen“ waren nicht etwa ein altes Adelsgeschlecht, sondern so hießen bis vor ungefähr dreihundert Jahren die herrschaftlichen Viehhirten und Schäfer. Das Wort „Graf“ hatte im Althochdeutschen (gravo, gravio) die Bedeutung Richter, im Mittelhochdeutschen (grave) Vorsteher (vgl. Deichgraf, Hallgraf) und später beim Viehhirtenvolk Aufseher, Verwalter, Meister.

Schon in der Bibel wird dem Hirtenamt eine besondere Bedeutung verliehen. Den „Hirten“ verkündet der Engel zuerst die Geburt Christi, Christus bezeichnet sich selbst als „guten Hirten“ und sein Auftrag an den Apostel Petrus lautete: „Weide meine Schafe!“ Seine Nachfolger und Stellvertreter auf Erden haben sich die Bezeichnung „Seelenhirt“ beigelegt. Im Mittelalter setzte der Pfarrer unter seine Unterschrift den mit den Anfangsbuchstaben p.f.a.f. abgekürzten Titel Pastor fidelis agnorum fidelium (Treuer Hirt getreuer Lämmer), woraus dann später (in der Reformationszeit) die verächtliche Bezeichnung „Pfaff“ entstand.

Mit diesen Hinweisen soll gesagt sein, daß der Hirtenstand einst ein großes Ansehen genoß. Daß noch vor wenigen Jahrhunderten auch im Waldviertel das Hirtenvolk eine wichtige Berufsgruppe darstellte, geht daraus hervor, daß Kaiser Leopold I. am 22. September 1687 der Schafhirtenzunft zu Krems ein Privileg verlieh, das in 32 Punkten die Rechte und Pflichten der Schafhirten festlegte. Die Originalurkunde in Pergament befindet sich im Kremser Stadtarchiv. Die Zunft war wohlorganisiert, sie zerfiel in Bruderschaften und Zöchen. Am Sitze der Obrigkeit befand sich die Zöchlade: eine zu Waidhofen a. d. Thaya und eine, die Hauptlade, zu Krems. Bei jeder Lade gab es zwei Zöchmeister. Die Hirten gliederten sich in Lehrlinge, Gesellen („Knechte“) und Meister. Im Stadtarchiv von Krems erliegen folgende Zunftbücher: ein Schafhirten-Knechtbuch (1687), das „Meisterbuch der privilegierten Schafhirten-Zöch im Viertel ob dem Manhartsberg“ (1687), das „Patent der Zöchmeister und der Schafhirten-Hauptzöch vom 6. Mai 1721 über den Jahrtag“ und aus dem Jahre 1739 ein „Aufgeding- und Freisag-Buch“, ein „Knechtbuch“ sowie das „Meisterbuch der Schafhirten-Hauptlade zu Krems“.

Aus diesen Urkunden ist vor allem folgendes zu entnehmen: Die Schafhirten des Waldviertels hatten sich mindestens einmal im Jahre, meist am „Corporis-Christi-Tag“ (Fronleichnam), in Krems

zur Hauptversammlung einzufinden, die mit einer Messe begann. An der hernach stattfindenden Prozession mußten sämtliche Brüder teilnehmen. Hiebei wurde die Zunftfahne vorangetragen; sie wird folgendermaßen beschrieben: „Auf der einen Seite Christus der Herr mit einem Lamm samt Hirtenstab und der König David mit Szepter und Krone, auf der anderen Seite aber die Geburt Christi und das Lamm Gottes auf einem Berge gemalt.“ (Diese Fahne kam nach Auflösung der Schafhirtenzunft [1780] zur Pfarrkirche, ist aber jetzt weder dort noch im Stadtmuseum vorhanden.) Bei der Fronleichnamsprozession folgten der Fahne die Schafhirten, Stäbe und Kerzen tragend, und der Zöchmeister mit dem Hirtenstabe. Das Nichterscheinen der Hirten bei der Hauptversammlung wurde strenge bestraft; der Meister hatte 2 Pfund Wachs zugunsten der Kirche oder 1 Gulden in Geld zu bezahlen, der Knecht 1 Pfund Wachs oder 30 Kreuzer. — Am Weihnachtstage mußten die Meister mit ihren Knechten und dem Gesinde bei ihrer Lade erscheinen, wo die Lehrlinge aufgenommen und freigesprochen, die Gesellen zu Meistern gemacht und die Beiträge eingezahlt wurden. Der Meister hatte 30 Pfennig, der Knecht 15 Pfennig zu erlegen. Auch Streitigkeiten unter den Hirten würden daselbst geschlichtet und Vergehen durch die herrschaftliche Schutzobrigkeit bestraft.

Die Viehhirten waren am Ausgange des Mittelalters noch recht unstete, leichtlebige und, da sie vielfach auch Beziehungen zu den Abdeckern und Henkern hatten, verachtete Leute. Daher wurde außer zur wirtschaftlichen, vor allem auch zur sittlichen Hebung der Hirten von Kaiser Leopold I. die eingangs erwähnte Zunftordnung erlassen, nach der den Hirten der Verkehr mit solchen unehrlichen Leuten verboten war und strenge bestraft wurde. Diesbezüglich heißt es dort im Punkt 8: „Welcher Schafhirt in seiner Wohnung, Haus oder Hof Schergen oder andere herumschweifende verdächtige Leute aufhielte und dessen überwiesen wurde, soll das erste Mal um 2 Pfund Wachs gestraft, das andere Mal von der Bruderschaft gänzlich ausgeschlossen und verstoßen werden.“

Die Berufsbezeichnung „Feldgraf“ scheint im „Privileg“ vom Jahre 1687 nicht auf und kommt auch in den oben genannten Zunftbüchern nicht vor, wohl aber bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts in den Kirchenbüchern, in denen die damals allgemein gebräuchlichen Berufsbezeichnungen getreu vermerkt wurden. Ich beziehe mich hiebei auf die Matriken der alten Großpfarre Meisling im Kremstal, zu der einst nicht weniger als 19 Orte gehörten. So lesen wir dort, daß sich am 29. Jänner 1664 der „Feldtgraff zu Leowin“ (Loiwein) Peter Hartner als Wittiber mit der Wittib Maria vermählt hat und daß am 31. Juli 1662 dem Loiweiner Feldgrafen

der Herrschaft Brunn a. W. Peter Vorster seine Gattin Elisabeth zu Grabe getragen wurde.

Die Hirtenfamilien hatten ein gewisses Standesbewußtsein, sie heirateten meistens untereinander. So ehelichte am 8. April 1698 Michael Flehner, ein Sohn des „Schaffhuerten“ Lorenz Flehner zu Taubitz, Juliana, eine Tochter des Schafhirten Adam Obrist zu Lichtenau; Trauzeugen waren wieder nur Schafhirten: Christoph Göz von Brunn, Christoph Rausch von Albrechtsberg und Johann Georg Obrist von Allentgsgschwendt. Bei dieser „exklusiven“ Hochzeit mag es wohl gar hoch hergegangen sein.

Nicht selten rückten Hirten auch zu Bauern auf. Johann Michael Will, laut Kremser Meisterbuch seit 1770 Schafmeister der Herrschaft Felling-Hohenstein, ehelichte nach dem 1774 erfolgten Ableben seiner Gattin Theresia, geb. Meyringer, einer Schafmeisters-tochter zu Felling, noch im gleichen Jahre Elisabeth, Tochter des Johann Peter, Ortsrichters von Hohenstein, und erwarb eine ansehnliche Bauernwirtschaft in Taubitz (Nr. 2). Schafmeister Will hatte in Felling auf dem „Schafberge“ im herrschaftlichen „Schaf-hause“ gewohnt, wie es noch in den Grundbüchern von 1787 und 1824 bezeichnet erscheint. Dieses Haus wurde erst im Jahre 1890 als bau-fällig niedergerissen; jahrzehntelang waren aber noch die Haus-grundmauern zu sehen, bis seine letzten Reste beim Neubau der Volksschule im Jahre 1952 Verwendung fanden.

Außer der Herrschaft hatte fast in jedem Dorfe auch die Ge-meinde einen Halter, der meist im gemeindeeigenen Hause wohnte. Als „Gmain Halter Hauß“ wird im Grundbuche von 1787 z.B. in Felling das am Südwestende des Dorfes im „Lohgraben“ gelegene Haus Nr. 27 bezeichnet. Auch in Taubitz verzeichnet das Josefinische Grundbuch ein „Halterhaus“, das an dem das Dorf durchfließenden „Halterbach“ in seiner ursprünglichen Gestalt und strohgedeckt noch heute dort steht und, obgleich es dermalen privaten Wohn-zwecken dient, noch immer Halterhaus genannt wird. Erst im Jahre 1855 wurde das Eigentumsrecht an diesem Häuschen grund-bücherlich von der Herrschaft Brunn zugunsten der Gemeinde Tau-bitz einverleibt, was außerdem besagt, daß vor diesem Zeitpunkte daselbst auch die Halter herrschaftlich waren.

Wie schon erwähnt, wurden die Hirtenzünfte im Jahre 1780 (von Kaiser Josef II.) aufgelöst. „Die Auflösung geschah unter anderm auch deshalb, weil die Gemeinden nicht unbekannte Halter aufnehmen wollten, sondern lieber Inleute, Tagwerker oder Klein-häusler aus ihrem Dorfe bestellten. Damals wurde den Gemeinden auch empfohlen, darauf zu sehen, daß die Halter lesen und schrei-ben können und daß sie vom Aderlassen, Maulräumen, Schnurziehen

und Windbeulenstechen etwas verstehen, was sie beim nächsten Pferdeschmied lernen können; auch sollten die an Seuchen verwendeten Tiere in Gegenwart der Halter geöffnet werden, daß sie die von der Krankheit angegriffenen Organe sehen und so Krankheiten zu erkennen und verhüten lernten.“ (Dr. Heinrich Rauscher, Geschichte des bäuerlichen Wirtschaftslebens, in: Dr. Stepan, „Das Waldviertel“, 7. Band. S. 166).

Von einem solchen Gemeinde-Schafhalter weiß in meinem Heimatdorfe Felling die mündliche Überlieferung Näheres zu berichten. Er hieß Groß, übrigens der Name einer Bauernsippe, die im benachbarten Dorfe Taubitz seit 1724 erbeingesessen ist. Dieser Schäfer pflegte am Morgen mit einer Peitsche knallend im Dorfe von Haus zu Haus zu gehen, um die Schafe zu sammeln. Auf dieses Zeichen hin ließen die Besitzer ihre Schafe zum Tore hinaus. Als Weidezeit waren üblich die Monate Februar bis Mai und die Herbstmonate Oktober und November, bis Schneefall eintrat. Als Entlohnung erhielt der Halter für einen Zeitraum von zehn Tagen einen Kreuzer für jedes Schaf. Groß wird als gar frommer Mann geschildert, der auch während seiner Hirtentätigkeit eifrig betete; er hatte jedoch die Gewohnheit, in seine Gebete bisweilen Flüche in folgender und ähnlicher Weise einzuflechten: „Vater unser, der Du bist im Himmel . . . (zu den Schafen gewendet, fortfahrend) . . . geh', du Rabenvieh, du verdammtes, du!“ Er besaß einen großen Schäferhund, den er ständig um sich hatte. Wenn auf der Weide ein Mutterschaf Junge bekommen hatte, pflegte der Hund die Lämmlin dem Besitzer ins Haus zu tragen, wofür er natürlich einen guten Bissen bekam. Auch das Beschneiden der Widder war Aufgabe des Schäfers. Hierbei trennte er die Hoden nicht mit einem Messer ab, sondern tat dies mit den Zähnen. Dadurch sollte, wie er vorgab, verhütet werden, daß die Tiere infolge des Eingriffes eingehen. — Auf dem „Tennbigl“, wo er den Vogelfang betrieb (Vogeltenn), hatte er eine Sonnenuhr angefertigt, die ihm — mangels einer Kirchturm- oder einer Taschenuhr — die Tageszeit anzeigte.

Es mochte in vielen Fällen zutreffen, daß so ein alter Hirte infolge der engen Verbundenheit seines Lebens mit der Natur um die Heilkräfte von Pflanzen und Wurzeln für Menschen und Tiere, um die Zusammenhänge von bevorstehenden Wetterveränderungen mehr wußte als die übrigen Dorfbewohner, daß aber auch infolge der Einsamkeit und des mangelnden Umganges mit Menschen sein Wesen schweigsam, grüblerisch und oft absonderlich wurde.

Nach dem Tode des Groß (in den Achtzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts) wurde das Schafehüten in der bis dahin üblichen Weise aufgelassen, weil die Entlohnung dem Halter zu

gering war und die Besitzer höhere Beträge nicht zahlen wollten. Das Schafhalten wurde nun von der Dorfjugend übernommen.

Ich erinnere mich noch lebhaft des ungebundenen, fröhlichen Treibens in meinen Kindheitstagen, wenn unser 10 bis 15 Buben im Vorfrühling auf den sonnigen Wiesen und Halden gemeinsam die gesamten Schafe und Ziegen des Dorfes hüteten. Dabei wurden die hohen Felsblöcke erklettert, die allenthalben, wie für uns geschaffen, den Weideplatz bedeckten, und die nahen Wälder boten uns mit ihrem Dickicht viel Gelegenheit zum Jagd- und Versteckenspiel. Auf den sonnigen Plätzen wurden aus Stein, Erde und Holz kleine Wohnhütten gebaut und eingerichtet sowie die verschiedenartigsten Spiele getrieben, wie Titscherln, Stoppeln, Ballestern und andere mehr, ferner wurden am Bergbächlein Wasserräder verfertigt und hiezu ganze Anlagen errichtet, wie Hammerwerke, Windräder usw. Aus der dünnen Waldrebe, Lirsche genannt, schnitten wir an den dicksten Stellen zigarrenlange Stücke heraus und rauchten diese. Wenn dann die jungen Weiden in Saft gingen, verfertigten wir allerhand „Musikinstrumente“, wie Pfeiferl, Flöten, „Dröhnerl“ und (in Nachahmung des „Büllhörndls“ des Gemeindehalter von einst) Hörner, indem wir unter mystischen Sprüchen und Versen die Rinde der Weidenruten auf den Knien locker klopften und sie dann in ihrer Gänze abzogen. Mit einer großen Anzahl solcher „Instrumente“ ausgerüstet, hielt am Abend die Bubenschar, die Schafe vor sich hertreibend, lärmend ihren Einzug ins Dorf.

Wenn auch im Dorfe diese Jugendoromantik — gleich der Schäferromantik — in der heutigen nüchternen materialistischen Zeit bereits verklungen ist, so schwebt doch — bei geschichtlicher Rückschau — über das ganze Hirtenleben noch immer der Hauch eines geheimnisvollen Zaubers, der sich sozusagen aus den Anfängen des Menschengeschlechtes über die Jahrtausende hinweg bis in unsere Tage herübergerettet hat.

ST. RADEGUNDIS

eine vergessene Heilige

Von E. Schneid

Das südwestlich von Eggenburg, im Kremserfeld gelegene Florianibründl, trug seinerzeit und von altersher den völlig abgekommenen Flurnamen St. Radegund, im Volksmund zu „Radian“ abgeschliffen. Diese Tatsache, für die Allgemeinheit ziemlich belanglos, ist jedoch für den Historiker von aufschlußreicher Bedeutung. Gibt doch dieses Patrozinium für eine an uraltem Verkehrsweg gelegene Siedlung, oder zumindest ehemalige Kultstätte, Hinweis auf eine frühzeitige Kolonisation dieses Gebietes. Universitätsprofessor Dr. Leopold Schmidt weist in seiner tiefeschürfenden Monographie „St. Radegundis in Groß-Höflein“ nach, daß die Wurzeln dieser Heiligenverehrung bis in das karolingische Zeitalter (805—907) zurückreichen.

Eine gewisse Bestätigung der Annahme einer vorbabenbergischen Besiedlung unseres heimatlichen Raumes liegt auch in der Textierung der königlichen Schenkungsurkunde vom Jahre 1002, die bezüglich der 20 Hufen zwischen Kamp und March ausdrücklich vermerkt, daß dieses Gebiet besiedelt sei, Kirchen und Mühlen habe, aber keinen eigenen Namen besitze. Es erscheint daher keineswegs so abwegig, darin überkommene Siedlungsreste aus karolingischer Zeit zu erblicken.

Geschichtlich sind wir über den Lebenslauf der hl. Radgundis durch mehrere Lebensbeschreibungen unterrichtet. Sie wurde um 520 als Tochter des thüringischen Königs Berthar geboren. Ihr althochdeutscher Name bedeutet soviel wie „die im Kampfe Ratende“. Diese Namensdeutung überdauert die Jahrhunderte, denn noch Jean Lemaire läßt in seinem Lobgedicht auf Margarete von Österreich „Couronne Margaritique“ (Perlenkrone) zu Anfang des 16. Jahrhunderts Radegunde von Thüringen als Beraterin in Erscheinung treten. Radegundis wurde mit ihrem Bruder im Jahre 531 vom König Chlotar I., aus dem Hause der Merowinger, als Geisel ins Frankenreich verschleppt und gezwungen, ihn zu heiraten. Nachdem Chlotar die Ermordung ihres Bruders befohlen hatte, entfloh sie um 550 und suchte beim Bischof Medardus von Noyon (n.ö. von Paris) Schutz. Schon vor ihrer Vermählung war sie Christin geworden und vertiefte nunmehr ihren Glauben. Später übersiedelte sie nach Poitiers, wo sie ein Kloster gründete und darin als Klosterfrau bis zu ihrem im Jahre 587 erfolgten Tode ein Gott geweihtes Leben führte.

Sie gehörte demnach dem altfränkischen Heiligenkreis an, zu dem außer ihr noch der hl. Martin von Tours und der hl. Aegidius, der in St.Gilles begraben liegt, zählen. Die Verehrung dieser Heiligen erfolgte gleichzeitig, und zwar, des hl. Martin vom 5., die der hl. Radegundis vom 7. und die des hl. Aegidius vom 10. Jahrhundert an. Dieser Kulturkreis wurde von den Franken bei ihrer Machterweiterung nach Osten getragen und setzte sich vorerst im bayrischen Raume fest. Die bedeutendste bayrische Kultstätte unserer Heiligen war Gars am Inn und gehörte damit dem Bereich der Diözese Freising an, welche die Radegundis-Verehrung besonders pflegte. Nunmehr erwählten sich angesehene bayrische Sippen, die in der Kolonisation unserer Heimat eine entscheidende Rolle spielten, aus dem durch die Franken nach Bayern verpflanzten Heiligenkreis ihre Hausheiligen.

Als nun Karl der Große, nach Besiegung des letzten Agilolfinger (787/88), das selbständige Herzogtum Bayern dem Frankenreiche einverleibte, mußte er auch die drei großen geschichtlichen Aufgaben der Baiern übernehmen: Kampf gegen die Awaren, Eingliederung der Alpenslawen und Verbreitung des Christentums. In Erfüllung dieser historischen Verpflichtung fand die Verehrung der hl. Radegundis im ostmärkischen Raum Eingang und Heimstätten. Interessanterweise bildeten sich im besiedelten Gebiet, vor allem im burgenländisch-niederösterreichischen Grenzraum „fränkische“ Patrozinienlandschaften aus, darin die Dreiheit der Ursprungsheimat im Neuland wieder entstand. Gleiches zeigt sich auch im steirischen Raum um St. Radegund am Schöckl. In unserer Gegend ist solches nicht der Fall, hier tritt außer der hl. Radegund nur noch der hl. Martin in Weitersfeld und Sitzendorf auf. Zu bemerken wäre noch, daß die uns nächstgelegene Radegundis-Verehrungsstätte in Peigarten, im Pulkatale sich befindet, wo eine Filialkirche, die noch romanische Baureste aufweist, dieser Heiligen geweiht ist.

Die lokalen Forschungen an den verschiedenen Radegundis-Kultstätten ergaben als Gemeinsamkeit die Gebundenheit an alte Kultstätten und insbesondere an Quellen und Felsen. Bei unserer Örtlichkeit sind, der Tradition entsprechend, Fels und Quelle vorhanden, die auch einen Schluß auf eine alte Kultstätte zulassen. Vielfach ist aber mit den Quellen eine Heilwirkung verbunden. Dadurch wurde die hl. Radegundis auch zur Krankheitspatronin, so wurde sie bei Aussatz und Fieber, bei Geschwüren und Krätze um Hilfe angerufen. Aber auch das Handwerk erkor sie zur Schutzheiligen, so die Weber und die Töpfer. Ihre Darstellung erfolgte als Äbtissin mit einer Krone zu Füßen, als Zeichen ihrer königlichen Abstammung. Aber auch mit Wölfen wurde sie abgebildet, da ihr Macht über diese Tiere zugesprochen wurde. Hinsichtlich der

Wölfe liegt aber eine Verwechslung der fränkischen Königin mit der gleichnamigen heiligmäßigen Dienstmagd auf Schloß Wellenburg bei Augsburg vor. Diese lebte im 14. Jahrhundert, wurde zwar nicht kanonisiert, aber vom Volke, ob ihres demutvollen, der Armen- und Krankenpflege gewidmeten Lebens, als Heilige verehrt. Beide Frauen weisen in der Legende gemeinsame Züge auf, so vor allem ihre aufopfernde Hingabe für Aussätzige und Arme.

Wir erhielten bis nun Kenntnis vom Wesen dieser Heiligen, ebenso vom Beginn ihrer Verehrung im frühen Mittelalter und von der Verpflanzung ihres Kultes in unsere Heimat. Es bliebe nur noch zu betonen, daß sie dem germanischen Lebensraum entstammte, wobei insbesondere auf die Nationaleigenschaft der Germanen hinsichtlich der Namensgebung und der damit verbundenen Symbolik verwiesen sei. Eine „Radegund“, als Trägerin eines „Rad-Namen“, wird sicher bei allen solchen Namensträgern besonderes Verständnis und damit auch Vorliebe gefunden haben. Geschlechter, die „Rad-Namen“ bevorzugten, waren in der Zeit der Kolonisation der Ostmark vielfach hier tätig. Zu ihnen zählt das bayrische Fürstengeschlecht der Huosier und seine nächsten Verwandten. Ein Zweig dieses Geschlechtes war die Familie des Ostmarkgrafen Ratpot. Einer dieser Ratpotonen, namens Egino, wird für den Begründer von Eggenburg angesehen. Somit könnte man aus diesem Zusammenhang eine Erklärung für das Auftreten des Radgundis-Kultes in unserer engeren Heimat ableiten.

Wenn man berücksichtigt, welche Beharrlichkeit, sowohl das Volk wie auch die Kirche in der Beibehaltung von Patrozinien immer bewiesen haben, so drängt sich die Frage auf, was mag die Ursache gewesen sein, daß die alte Eggenburger Kultstätte ihr Patrozinium wechselte, und wann mag dieses Ereignis eingetreten sein. Hiebei sei vorweg festgestellt, daß schon zu Ende des 16. Jahrhunderts dieses Kultstätte eine Minderung erfuhr, denn aus dieser Zeit berichteten die Ratsprotokolle, daß die Örtlichkeit zur Verscharrung der Selbstmörder benützt wurde. Dennoch blieben aber der Name und sicherlich auch ein Kultgegenstand weiterhin im Gebrauch.

Das im Jahre 1535 angelegte Kopialbuch, in das alle älteren Verträge, soweit sie noch vorhanden waren, abschriftlich eingetragen wurden, berichtet auf Pag. 124 von einem Verkauf de dato 13. July 1343 des „Mert, alt richter ze Eggenburg“, worin unter Äcker „die Breiten bey sant Radigunt“ erwähnt werden. Dieses ist die älteste Belegstelle für den Flurnamen „St. Radigunt“.

Das „Marchungs und Burgfrieds-Gränzten Ausweisungsprotocollum“ besagt, daß im Jahre 1709 eine Beschau und Ausmarchung im „Radianholz“ erfolgte.

Im Jahre 1717 schloß der damalige Pfarrer von Eggenburg.

Propst Albrechtsburg einen Vertrag mit der Stadt, der die gemeinsame Errichtung einer Wasserleitung von den im „Radian“ gefaßten Quellen in die Stadt und in den Pfarrhof bezweckte. Den laufenden Nachweis über den Bestand des Radegundis-Flurnamen liefern aber die alten Grundbücher der Stadt. Das jüngste von ihnen wurde im Jahre 1766 angelegt und trägt in den entsprechenden Kopfleisten, gleich den älteren Büchern, durchwegs den Flurnamen „Radegunt“ in unterschiedlicher Schreibweise. Die Eintragungen in diesem Buche reichen bis zu der im Jahre 1882 erfolgten Übertragung in das neue, beim Gericht heute noch in Verwendung stehende Grundbuch. In diesem Grundbuch fehlt aber jeglicher religiöse Flurnamen, er ist durch die weitläufigere Bezeichnung „am Kremserfeld“ ersetzt. Wir verfügen nunmehr über zwei Zeitgrenzen, 1766, da der Flurnamen „Radegunte“ noch verzeichnet ist, was den Schluß zuläßt, daß diese Bezeichnung noch allgemein üblich war. Dann 1882, da kein spezieller Flurnamen mehr angegeben ist, sondern durch den Riednamen „Kremserfeld“ ersetzt wurde. Daraus muß geschlossen werden, daß der alte Flurname nicht mehr im Gebrauche stand, hingegen der neue „Floranibründl“ noch nicht so verbreitet war, daß er im Grundbuch Aufnahme fand. Die bei der Übertragung ins neue Grundbuch angelegten Protokolle weisen ebenfalls keine religiösen Flurnamen mehr auf. Es muß daher in den Zeitraum von 1766 bis 1882 jenes Ereignis fallen, das Ursache zur Aufgabe des alten Patroziniums und zur Bestellung eines neuen Anlaß war. Diesbezüglich gibt der hl. Florian, als Patron gegen Feuersgefahr, klaren Hinweis. Fallen doch in diese Zeitspanne eine Reihe verheerender Feuersbrünste, die die Stadt an den Rand völliger Vernichtung brachten. So vor allem der große Brand vom Jahre 1808, der von 220 Häusern der Stadt 203 vernichtete, die alte „Veste“ völlig ausbrannte, die ehrwürdige St. Stephanskirche aufs äußerste gefährdete. Weiters die Katastrophen von 1858, der 73 Häuser und von 1859, der 12 Häuser zum Opfer fielen. Somit eine Fülle von Anlässen, die einen Wechsel im althergebrachten Verehrungsbrauch erklärlich erscheinen lassen. Natürlich kam zu diesen äußeren Anlässen auch innere, gefühlsbetonte, insbesondere aber der allbezwingende Faktor Zeit, der alte Überlieferungen verblassen, ja sogar entschwinden ließ und damit Raum für neue zeitbedingte Erkenntnisse schuf.

Bezüglich der Zweckmäßigkeit der Wahl des neuen Patrons sei folgendes ausgeführt: Als historisch gesichert erscheint, daß Florian, ein römischer Soldat, der angeblich aus Zeiselmauer stammte, zur Zeit der diokletianischen Verfolgung um 304 in Lauriacum (Lorch bei Enns in Ob.Österr.) wegen seines Christenbekenntnisses vom römischen Statthalter zum Tode verurteilt, mit einem um den Hals

gebundenen Stein von der Ennsbrücke in den Fluß gestürzt wurde. Sein Leichnam wurde aber angeschwemmt und bei der Bestattung ereignete sich zufolge der Legende ein Quellenwunder, indem die der Wagen mit dem Ertränkten ziehenden Ochsen ermatteten und nur durch Erquicken aus einer plötzlich am Wege entspringenden Quelle das Vorhaben zu Ende führen konnten. Wir erkennen darin eine Ähnlichkeit mit Radegundis hinsichtlich des Quellenmotivs, doch überragte der hl. Florian bezüglich seiner Gebundenheit an das Wasser zweifelsohne die hl. Radegundis. Dies führte endlich dazu, daß er sich im 15. Jahrhundert zum vorherrschenden Bekämpfer des Feuers mit Hilfe des mit ihm verbundenen Elementes entwickelte. Eng verknüpft ist auch seine bäuerliche Verehrung als Regenspatron, die aber immer mehr gegen sein Wirken als Feuerschutzpatron abfiel.

Damit ist aufgezeigt, wie sich der Wandel im Verehrungsbrauch schicksals- und zeitbedingt ereignet hat. Daß solches nur allmählich erfolgen konnte, hat seine Ursache im hohen Beharrungswillen der Leute von ehedem, zumal, wenn sie dem bäuerlichen Kreis angehörten, oder ihm, wie solches bei uns sicher der Fall war, nahestanden. Für uns moderne Eggenburger ist „St. Radegund“ ein schon nebulös gewordener Begriff, der uns aber bemerkenswerte Einblicke in stattgefundene Ereignisse und damit verbundene glaubensmäßige Abwandlungen in der alten Viertelstadt Eggenburg bot.

DIE ALTE WEHRKIRCHE VON KLEIN-ZWETTL

Von Edmund Daniek

An der Autobuslinie Waidhofen an der Thaya — Kautzen, in einer halben Gehstunde sowohl von Gastern wie von Frühwärts erreichbar, erhebt sich auf einem kleinen Hügel die mittelalterliche Kirche von Klein-Zwettl mit ihrem turmartigen Dachreiter. Nahezu unverändert hat diese uralte Waldviertler Wehrkirche ihr ursprüngliches Aussehen erhalten, denn noch bestehen um Kirche und Friedhof die Ringmauer und der zum Großteil erhaltene Wassergraben, und der Torturm, der zum Kircheneingang führt, trägt noch vier große steinerne Zinnen. Sogar die Rollen, die einst zum Aufziehen der Zugbrücke über den Wassergraben dienten, sind noch zu sehen. Ebenso interessant ist auch das Innere der zirka 20 Meter langen gotischen Kirche. Der um das Jahr 1350 errichtete Chor in Edelgotik ist der älteste Kirchenteil. Die Rautengewölbe des zweischiffigen Langbaues tragen Schlußsteine mit folgenden Zeichen: Wappenschild im Kranz, Rebscher?, Steinmetzzeichen, Kreuz mit Marterwerkzeugen, Lamm Gottes mit Fahne, Kreuz, Kelch und schließlich ein unkenntliches Symbol. Die einfache Steinkanzel ebenso der älteste Altar mit der farbigen Holzstatue — Madonna mit Jesuskind — stammen aus der Zeit um 1490. Der Dreifaltigkeitsaltar ist um 1690 geschaffen worden. Das spätgotische Sakramentshäuschen besagt, daß früher hier ein anderer Hochaltar gestanden ist. Dies trifft auch zu, denn der heutige Hochaltar wurde im Jahre 1615 über Weisung des Abtes von Stift Zwettl Johann Seyfried vom Kremser Tischlermeister Johann Rosenauer und dem Maler Josef Kurz hergestellt. Er stand über 100 Jahre in der Stiftskirche von Zwettl und kam erst 1730 in die Kirche von Klein-Zwettl. Über dem Chor erhebt sich der hölzerne achtseitige Dachreiter mit seinem Spitzdach, der übrigens im Sommer 1958 vollkommen erneuert wurde. Um ihm aber sein bisheriges Aussehen zu belassen, wurden an Stelle der bisherigen Schindeldeckung dunkle Eternitplatten verwendet. Einige Schritte vor dem Hochaltar ist eine der langen Steinplatten des Fußbodens mit einem eisernen Ring versehen. Durch Jahrzehnte galt dieser Stein als Gruftdeckel, wenngleich nie die Legende erlosch, daß diese Platte einen Fluchtweg eröffne, der angeblich nach dem zwei Kilometer entfernten Dorf Wismaten führe. Um die Sache zu ergründen, haben vor einigen Jahrzehnten Prof. Dr. Karl Starkl und der Assistent des Kunsthistorischen Museums Dr. Wittmann die Steinplatte gehoben und tatsächlich darunter einen Gang vorgefunden. Er ist niedrig und man kann nur gebückt darin gehen. Dennoch konnten beide Forscher ein wesentliches Stück vorwärts-

kommen, bis ihnen herabgestürztes Erdreich das weitere Vordringen unmöglich machte.

Aus Urkunden wissen wir, daß in dieser Gegend Stift Zwettl bereits vor dem Jahre 1170 Besitzungen hatte, die der letzte Babenberger-Herzog Friedrich II. der Streitbare durch die im Jahre 1242 gewährte Schenkung des Dorfes Münichreith mit allen herrschaftlichen Rechten vergrößerte. Um seine Zugehörigkeit zum Stifte Zwettl zu kennzeichnen, wurde damals sein Name auf Zwettlarn abgeändert. Erst seit 1780 trägt das Dorf die heutige Bezeichnung Klein-Zwettl. Die Kirche selbst wird zum erstenmale 1280 urkundlich genannt. Damals war sie Filialkirche von Thaya, was sie bis 1642 blieb. Daß sie als Wehrkirche auf diesem kleinen Hügel errichtet wurde, lag in den damaligen kriegerischen Zeiten begründet, wo die Kämpfe um den Besitz Österreichs zwischen dem Böhmenkönig Ottokar und dem neugewählten deutschen König Rudolf von Habsburg entbrannt waren und wobei weite Landstriche verwüstet, zahllose Einwohner getötet wurden. So schickte Ottokar 1278 starke Truppenteile ins Waldviertel, die gemeinsam mit dem ihm ergebenen Heinrich IV. von Kuenring-Weitra die Stadt Gmünd und die Marienkirche in Waidhofen an der Thaya in Brand steckten, wobei nach Aussage eines Waffengeführten Ottokars, des Heinrichs von Hainburg, „1722 Einwohner, abgesehen von den Fremden, dabei ums Leben gekommen sein sollen“. Es ist daher verständlich, daß die kleine Kirche zu Zwettlarn über Weisung der Zwettler Stiftsherren nicht nur als Gotteshaus, sondern auch als Verteidigungsbollwerk angelegt wurde, in das sich die Bewohner des Dorfes, aber auch der Umgebung in gefährlichen Zeiten begaben, sich verteidigten, aber auch wenns nicht mehr anders ging, nachts durch den Gang ins Freie flüchten konnten, um wenigstens ihr nacktes Leben zu retten. Solche Zustände brachten auch später die ständigen Grenzfehden der Adeligen mit sich; ärger noch waren die Zeiten der Husiteneinfälle und der Kriegerhorden im Dreißigjährigen Kriege.

Wieviel unermessliches Leid mochten die altersgrauen Mauern und Steinquadern dieser Kirche erlebt haben! Sie waren aber auch Zeugen des stets ungebrochenen Lebenswillen der Bewohner, die sich immer wieder aus Schutt und Asche ihre Heimstätten aufbauten. Daß sich diese uralte Kirche in ihrem ursprünglichen Zustande bis zu unserer Zeit erhalten hat, ist darauf zurückzuführen, daß sowohl Stift Zwettl als auch die Bewohner selbst die Mittel und ihre Arbeitskräfte zur Restaurierung beistellten. Die 1848 eingetretenen politischen Veränderungen brachten es mit sich, daß um die Jahrhundertwende sowohl Kirche wie auch ihre uralten Kunstwerke höchst erneuerungsbedürftig waren. Damals war es

der Kaufmann Josef Hettler in Waidhofen an der Thaya, ein bekannter Kunstfreund, der sich 1907 energisch für die kunstgerechte Restaurierung der Kirche einsetzte und persönlich Schritte beim staatlichen Denkmalamte und den maßgebenden offiziellen Stellen zur Renovierung unternahm, wozu er selbst einen namhaften Betrag beisteuerte. So wurde die Renovierung kunstgerecht durchgeführt und 1910 abgeschlossen. Dabei entdeckte man die Jahreszahl Anno Domini MDCCIX. Sie stammt zweifellos von einer damals vorgenommenen Renovierung oder einer Vergrößerung. Die Wehrkirche von Klein-Zwettl ist nicht nur ein Kleinod des Waldviertels, sie ist auch ein Zeuge der Geschichte Österreichs, die im Laufe von nahezu siebenhundert Jahren im Strome der Ewigkeit verrauscht sind.

GROSSE WALDVIERTLER

Unter diesem Titel wird die Zeitschrift regelmäßig großer Söhne unserer Waldviertler Heimat gedenken, welche nicht mehr unter den Lebenden weilen, aber durch ihr Leben und Wirken weit über die Grenzen Österreichs bekannt geworden sind. Wir beginnen diese Reihe mit der Würdigung des bekannten Geschichtsforschers und Universitätsprofessors Hans Hirsch, der vor 80 Jahren geboren wurde.

Die Schriftleitung

Hans Hirsch erblickte am 27. Dezember 1878 in Zwettl als Kind einer bäuerlichen Familie das Licht der Welt. Der Name „Hirsch“ findet sich schon im 15. Jahrhundert unter den bäuerlichen Grundholden in den Weitraer und Stift Zwettler Urbaren verzeichnet. Es war für den späteren Historiker Hans Hirsch gewiß bedeutungsvoll, daß er gerade im Herzstück des Waldviertels zur Welt kam, in jener Landschaft also, welche auf eine so reiche geschichtliche Vergangenheit zurückblicken kann.

Der aufgeweckte Junge besuchte in seiner Vaterstadt und dann in Wiener Neustadt das Gymnasium, inskribierte 1896 an der philosophischen Fakultät der Wiener Universität und wandte sich schließlich dem Studium der mittelalterlichen Geschichte zu. Er wurde Mitglied des weltberühmten Instituts für österreichische Geschichtsforschung, wo ihn Professor Oswald Redlich in die historischen Hilfswissenschaften einführte. Nach glänzendem Studium promovierte er „sub auspiciis impertoris“ zum Doktor der Philosophie und wurde bald darauf Mitarbeiter bedeutender wissenschaftlicher Unternehmungen. Der 30jährige Gelehrte, dessen vorzügliche und methodisch wegweisende Untersuchungen, vor allem auf dem Gebiete des mittelalterlichen Urkundenwesens, Aufsehen erregten, habilitierte sich 1908 als Privatdozent an der Wiener Universität für Geschichte des Mittelalters und historischer Hilfswissenschaften. Sechs Jahre später wurde er außerordentlicher Professor, und im Jahre 1918 übersiedelte er als Ordinarius an die deutsche Universität zu Prag. Es war für ihn kein leichter Entschluß, nach dem Zusammenbruch der Monarchie nach Prag zu gehen, aber Hirsch, der im ersten Weltkrieg als Artilleriehauptmann seinen Mann gestellt hatte, verfügte auch über die nötige Zivilcourage und übernahm jene Aufgabe, die neben Können und Wissen strengste Sachlichkeit, auch einem politischen Gegner gegenüber, zur Voraussetzung hatte.

In Prag wirkte Hirsch nicht nur als beliebter Lehrer, sondern veröffentlichte gleichzeitig zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten,

unter denen sich auch solche aus dem Gebiete der sudetendeutschen Heimatforschung befanden. Im Jahre 1926 folgte der Gelehrte einem ehrenden Ruf an die Universität Wien, wo er Nachfolger Professor Emil von Ottenthals wurde. Drei Jahre später mußte er auch die Leitung des Instituts für Geschichtsforschung übernehmen, und damit hatte sich der Gelehrte eine Stellung geschaffen, die keine Wünsche mehr offen ließ. Die äußerliche Anerkennung seiner Gelehrtentätigkeit fand ihren sichtbaren Ausdruck durch zahlreiche Ehrungen des In- und Auslandes. Hans Hirsch wurde Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften und Akademien, Dekan, Prorektor seiner Universität und wäre wahrscheinlich auch noch Rector magnificus geworden, wenn dieses nicht sein verhältnismäßig früher Tod am 20. August 1940 verhindert hätte.

Worin lag die Bedeutung Hirschs für die Wissenschaft? Er hat vor allem neue methodische Erkenntnisse in der Urkundenforschung gefunden, indem er immer wieder betonte, daß nicht die einzelne Urkunde, sondern der archivalische Bestand eines historisch gewordenen Archivs in seiner Gesamtheit zu untersuchen sei. In diesem Sinne veröffentlichte er seine kritischen Ausgaben der Kaiserurkunden und rückte den vielen mittelalterlichen Urkundenfälschungen mit glänzenden stillkritischen Argumenten zuleibe. Andere Abhandlungen Hirschs lassen schon in ihrem Titel erkennen, daß der Hauptgewinn der Rechtsgeschichte zugute kam. Seine Beiträge zur Geschichte der fränkischen Eigenklöster und der babenbergisch-habsburgischen Kirchenverfassung sind Meisterleistungen der österreichischen Geschichtsforschung. Was Hirsch über die Rechtsverhältnisse der Reformklöster zur Zeit des Investiturstreites zu sagen hatte, ist rasch Gemeingut der Wissenschaft geworden und hat entscheidend dazu beigetragen, daß es zu einer Annäherung zwischen Rechtshistorikern und Geschichtsforschern kam. Auch mit den erzählenden Quellen, den mittelalterlichen Chroniken, hat sich der Gelehrte eingehend befaßt und gezeigt, wieviel das geschulte Auge des Urkundenforschers aus solchen Aufzeichnungen herauslesen kann. In diese Reihe gehört vor allem seine geistvolle Abhandlung über die „Vita Altmanni“, der Lebensbeschreibung jenes berühmten Passauer Bischofs Altmann aus dem 11. Jahrhundert, dem besonders unsere n.ö. Heimat so viel verdankt.

Hans Hirsch war ein überaus temperamentvoller, kunstbegeisterter Mensch, der seine Hörer mitreißen und begeistern konnte. Mit ihm erlebte man sozusagen die Geschichte lebendig mit. Auch trockene Wissensgebiete, wie z.B. Handschriftenkunde, wußte er in seinen Vorlesungen lebendig zu gestalten. Hirsch, der große Sohn des Waldviertels, verband in seinem Wesen jene Sicherheit, die militärische Führer aufbringen müssen, wenn ein Posten unter

allen Umständen gehalten werden muß, mit der ans Priesterliche grenzenden Demut, welche der Erkenntnis entspringt, der ehrfürchtige Diener einer großen Sache zu sein

Dr. Walter Pongratz

OBERSCHULRAT JOHANN RÖCKL IM RUHESTAND

Dem Arzt Johann Röckl in Hofgastein wurde am 26. Dezember 1865 ein Sohn Johann geboren. Dieser studierte in Salzburg, wurde Lehrer und kam schon in jungen Jahren nach Dobersberg, das seine zweite Heimat werden sollte. Am 4. April 1893 ehelichte er die Tochter des Dobersberger Oberlehrers namens Maria Borowansky. Dieser Ehe entstammte ein Sohn Johann, der am 13. Juni 1895 in Dobersberg das Licht der Welt erblickte. Da der Vater 1898 Schulleiter an der neuerrichteten Schule in Hohenau wurde, wuchs der kleine Johann in diesem Dorf auf.

Nach der Volksschule besuchte er drei Klassen Gymnasium, mußte aber dann an das Pädagogium gehen, um schneller zu einem Beruf zu kommen und seinen Vater zu entlasten, da der jüngere Bruder Max Medizin studieren wollte. Johann legte 1914 am Landeslehrerseminar in Wiener Neustadt die Reifeprüfung ab und erhielt sofort eine Anstellung an der fünfklassigen Volksschule in Kautzen. Am Leopolditag 1915 rückte er zum Schützenregiment 21 ein, wurde nach einem Jahr verwundet und geriet in italienische Kriegsgefangenschaft, aus der er erst im August 1919 heimkehrte.

Röckl jun. unterrichtete nun in mehreren Schulen um Dobersberg, darunter auch in Niederedlitz, wo sein Vater nun Schulleiter war. Als dieser in den Ruhestand trat, wurde sein Sohn am 1. August 1923 sein Nachfolger. Im gleichen Jahr heiratete er die Lehrerin Maria Kilga, die ihm am 12. Februar 1928 einen Sohn Günter schenkte.

Als 1933 sein Onkel mütterlicherseits Direktor Franz Borowansky, der sich als Erweiterer des Schulhauses in Dobersberg, als Organist und Heimatforscher dauernde Verdienste erworben hatte, in Pension ging, wurde Röckl zum Oberlehrer von Dobersberg ernannt, wo er 25 Jahre wirkte. 1935 war ein wahres Trauerjahr für die Familie Röckl, denn im Februar starben Klein-Günter und der Vater und im September die Großmutter Borowansky. Zur großen Freude der Eltern wurde im August 1939 der Sohn Hans Günter geboren, der nun im 3. Semester seines Medizinstudiums steht.

Im zweiten Weltkrieg mußte Oberlehrer Röckl wieder einrücken, konnte aber schon nach 8 Monaten wieder in die geliebte

Schulstube zurückkehren. Daneben war er in der Gemeinde als Kassier, bei der Feuerwehr, in der Volksbildung, im Gesang- und Musikverein und im Sparverein tätig.

Dem Oberschulrat Röckl liegt der Lehrerberuf von beiden Elternteilen sozusagen im Blut. Sein Vater war Lehrer, der Großvater mütterlicherseits Josef Borowansky war von 1880 an Lehrer in Dobersberg und ebenda auch dessen Sohn Direktor Franz Borowansky von 1922—1933 und die Großmutter Anna Borowansky war hier 1884—1923 Handarbeitslehrerin.

Als Lehrer war Röckl streng, pünktlich und peinlich genau, aber auch gütig. Diesen wichtigen Erfordernissen eines guten Lehrers entsprachen auch seine Erfolge als Lehrer und Erzieher. Er betreute während seiner Dienstzeit über 5000 Kinder. Darunter war auch der Bischof Koadjutor Dr. Franz Zak, der in besonderer Dankbarkeit mit seinem verehrten Lehrer verbunden ist.

Die Schulbehörde würdigte Röckls Tätigkeit in 5 Anerkennungsschreiben, durch Verleihung des Titels Volksschuldirektor und 1955 des Titels Oberschulrat.

Am 1. Oktober 1958 schied Oberschulrat Röckl aus dem Schuldienste. Die Schulbehörde sprach dem Scheidenden durch den Vizepräsidenten des Landesschulrates bei einer Feier in Waidhofen a. d. Thaya am 7. Oktober Dank und Anerkennung aus. Die Kollegenschaft überreichte eine Kreidezeichnung von O.S.R. Walter Schreier aus Gr.-Siegharts, die eine Thayalandschaft bei Raabs darstellt. Diese sinnige Gabe wird die Erinnerung an die stimmungsvolle Abschiedsfeier stets lebendig halten.

Am 18. Oktober veranstalteten die Volks- und Hauptschule Dobersberg eine herzliche Abschiedsfeier. Die Kinder verschönerten mit ihren frischen Stimmen das Fest und der Leiter F. Schattauer, Kanonikus Franz Rauscher und Nationalrat F. Leisser aus Waidhofen sprachen Worte der Würdigung und des Abschiedes. Der Scheidende lud nach seinen Dankesworten zu einem Mahl im Gasthaus Schöffbeck ein.

Möge dem Oberschulrat Röckl vom Herrgott, dem er zeitlebens als Christ und Lehrer würdig und schlicht gedient hat, eine lange Reihe von Ruhejahren in Gesundheit und Zufriedenheit beschieden sein.

A. O.

INHALT DES 7. JAHRGANGES 1958

Seite

Die Seelsorge in der Strafanstalt Stein. Von Dr. H. Rauscher .	1
Vermögensabhandlungen bei der Grundherrschaft Prandhof 1610—1640. Von P. Ludwig Koller	15
Grabsteine in der Gertrudskirche zu Gars am Kamp. Von K. K.	28
Das bischöfliche Knabenseminar Marianum im Krems (1855 bis 1871). Von Dr. H. Rauscher	35
Der Flügelaltar von Heiligenblut. Von Hans Gutauer . . .	39
Die Nationalgarde der Stadt Stein im Jahre 1848. Von Dr. H. Rauscher	41
Personalnachrichten aus Protokollen der Grundherrschaft Nieder-Ranna (1607—1670). Von P. Ludwig Koller † . .	57
Abt Odilo Piazol von Göttweig (1749—1768). Von P. Em- meram Ritter	64
Ein verschwundenes Vierzigerhaus in Langenlois. Von A. Rothbauer	76
850 Jahre Zöbing am Kamp. Von A. Rothbauer	81
Ein Kremser Predigtenfragment aus dem 15. Jahrh.. Von Dr. H. Rauscher	86
Hauskäufe im Amte Traundorf im 17. Jahrh. Von P. Lud- wig Koller †	93
Waldenstein, der Ort und die Pfarre. Von Rupert Hauer . .	100
Bauernaufuhr in der Herrschaft Prandhof (1718). Von P. E. Ritter	105
Waldviertel, du bist in Gefahr!	109
Kriegsminister F. M. L. Peter Zanini — ein gebürtiger Steiner. Von Dr. H. Rauscher	114
P Ludwig Koller OSB. zum Gedenken. Von Dr. H. Rauscher .	117
Die letzten Ritter von Zöbing. Von Rudolf Schierer . . .	121
Zur Wirtschaftsgeschichte des Marktes Zöbing. Von Dr. H. Rauscher	132
Ein neuentdecktes Fresko in Langenlois. Von A. Rothbauer .	141
Die Herren von Streitwiesen. Von P. Ludwig Koller † . . .	150
Ein großer Langenloiser Wohltäter. Von Dr. H. Rauscher . .	155
Das obere Waldviertel. Von Maria Lastufka	157

In memoriam Karl Höfer. Von Maria Lastufka	159
Die graphische Kunst im Stifte Göttweig. Von P. E. Ritter . . .	161
Mathias Sturmberger, ein Horner Bildhauer der Barockzeit. Von P. Gregor Schweighofer	170
Geplante Gemeindezusammenlegungen im polit. Bezirk Krems (1905)	177
Was eine Stammtafel erzählen kann. Von Heinr. Hengstberger	184
Wie alt ist die Pfarre Langschlag? Von Rupert Hauer	196
Zur Geschichte des Ziegelofens in Stein a. d. D. Von Dok- tor H. Rauscher	195
Die alte Dorflinde in St. Wolfgang. Von Maria Lastufka . . .	197
Graf Kurt, der Stifter des Horner Piaristengymnasiums, als Staatsmann und Wirtschaftspolitiker. Vom Grafen Egbert Silva-Tarouca	201
Armenfürsorge der Stadt Stein an der Donau. Von Doktor Heinrich Rauscher	212
Die Feldgrafen im Waldviertel. Von Heinrich Hengstberger	222
St. Radigundis, eine vergessene Heilige. Von E. Schneid . . .	227
Die alte Wehrkirche von Klein-Zwettl. Von Edmund Daniek . .	232
Große Waldviertler: Hans Hirsch	235
Oberschulrat Johann Röckl im Ruhestand	237

AN DIE GESCHÄTZTEN LESER!

Univ.Prof. Dr. Richard Wolfram (Wien IV., Johann Straußgasse 30) sammelt die Belege für die verschiedenartig geschnitzten Giebelbretter an den Bauernhäusern in Österreich. Im Waldviertel sind dies vor allem die „Roßgoschen“ oder „Katzenschädel“, die einmal sehr verbreitet waren, aber mit dem Schwinden der Strohdächer immer weniger werden. Sie präsentieren sich als die in Tierkopfform endenden gekreuzten Dachsparren an den Giebelseiten, die über das Dach hinausragen.

Die verehrten Leser werden nun gebeten, dem Schriftleiter bekannt zu geben, wo sich solche Roßgoschen derzeit noch befinden oder sich ehemals befanden, welche besonderen Namen sie etwa haben oder hatten und auf welchen Hausteilen (Stadel, Schupfe, Stall, Wohntrakt) sie sich befinden. Da das Material für eine volkskundliche Landkarte bestimmt ist, möge auch die Ortschaft und das Haus mit der Nummer eindeutig angegeben werden.

Der Schriftleiter

geben ihm somit die Möglichkeit, die vielfach nur kurz gestreiften volkskundlichen Spuren selbst weiterhin zu verfolgen.

In weiteren Beiträgen berichtet Karl Ilg über die Verbreitung der Rauchküche in Nordtirol und in den übrigen westlichen Bundesländern, Klaus Bertl bringt unter dem Titel „Auf der Suche nach der verlorenen Volkskunde“ einen Bericht über die Forschungs- und Sammlungsstätten im Elsaß, Leopold Schmidt Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde, denen eine Chronik der Volkskunde folgt. In dieser ein Nachruf auf unseren Landsmann aus Waidhofen an der Thaya Eduard Weinkopf mit einer Zusammenstellung der wichtigsten Arbeiten, die dieser bis zu seiner fast völligen Erblindung herausgebracht hat.

Sehr umfangreich, wie immer, die Literatur zur Volkskunde; für den Volkstumskundler besonders erfreulich zu sehen, daß die Siebenbürger Sachsen gemeinsam mit den Rumänen eine Schriftenreihe aus dem Bruckenthal-Museum in Hermannsstadt herausbringen, die in deutscher und rumänischer Sprache erscheint und an der Angehörige beider Völker zusammenarbeiten.

K. V.



Aus dem Inhalt:

- E. Graf Silva-Tarouca:** Graf Kurz, der Stifter des Horner Piaristengymnasiums, als Staatsmann und Wirtschaftspolitiker
Dr. H. Rauscher: Armenfürsorge der Stadt Stein a. d. D.
H. Hengstberger: Die Feldgrafen im Waldviertel
E. Schneid: St. Radegundis, eine vergessene Heilige
E. Daniek: Die alte Wehrkirche von Klein-Zwettl
Dr. W. Pongratz: Univ.Prof. Dr. Hans Hirsch
A. O.: Oberschulrat Johann Röckl im Ruhestand

**Für Volk und Heimat
arbeitet der**

WALDVIERTLER HEIMATBUND

**Wer seine Heimat liebt, unterstützt uns durch Werbung
neuer Mitglieder. Hilf auch Du mit!**

Auch Du

förderst die heimischen
Schriftsteller als Mitglied der

Buchgemeinschaft Heimatland

Bisher sind erschienen.

Band Nr. 1 Franz Schmutz-Höbarthen „Der Stieglitz“, Bunte Verse.

Band Nr. 2 Wilhelm Franke „Menschen am Wegesrand“, Erzählungen.

Band Nr. 3 Karl Cajka „Der gläserne Ritter“, Märchen und Träume.

Band Nr. 4 Friedrich Sacher „Das Licht des Nachbars“, Neue Erzählungen.

Band Nr. 5 Hans Giebisch „Geschichten und Legenden“.

Band Nr. 6 Walter Sachs „Die bewahrte Landschaft“.

Band Nr. 7 Franz Spunda „Frühlingsannalen“.

Band Nr. 8 Carl Julius Haidvogel „Vaterland“.

Band Nr. 9 Friedrich Wallisch „Die Nichte des Alkalden“.

Band Nr. 10 Karl Wache „Wiener Miniaturen“.

Farben, Lacke, Bürsten, Pinsel eigener Erzeugung. 2 Gold-
medaillen bei der Gewerbeausstellung. Farbenonkel Ruzicka,
Krems a. D., Untere Landstraße 57, Tel. 2440 — Gegründet 1900.

Lieferant des Lehrerhausvereines

TONMÖBEL und MÖBELWERKSTÄTTEN

E. SACHSENER, LANGENLOIS

SPERR-, PANNEL-, RIFFEL-, LEDER-, EMAIL-, HOLZ-
FASER-PLATTEN